Friedrich Lampert

Des Türmers Töchterlein von Rothenburg



Zweite Auflage

Mit Bildern von Jul. Widnmann

MÜNCHEN
C. H. BECK



(Zu Seite 120.)

Das Schwarze Tüchterlein von Rothenburg.

Eine Erzählung aus dem Jahre 1631

von

Friedrich Lampert.

Zweite Auflage.

Mit Bildern von Julius Widmann.

1896

Buchhandlung



Des

Türmers Töchterlein

von Rothenburg.

Eine Erzählung aus dem Jahre 1631

von

Friedrich Lampert.

Zweite Auflage.

Mit Bildern von Julius Widnmann.

München 1896
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort.

Vor nun dreiundzwanzig Jahren ist die nachfolgende schlichte Erzählung in der damals vom Verleger herausgegebenen Sammlung „Deutscher Volks- und Jugendschriften“ zum erstenmal erschienen. Das Büchlein war meines Wissens das erste, das im Rahmen der Dichtung den Preis und Ruhm der halbvergessenen herrlichen alten Reichsstadt ob der Tauber wieder erwecken und verkünden und einen denkwürdigen Tag aus ihrer Geschichte ins Gedächtnis rufen wollte. Seitdem hat letzterem namentlich das Festspiel „Der Meistertrunk“, das alljährlich zur schönen Pfingstzeit aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes der Gäste immer mehr herzuführt, Rechnung getragen. Vielleicht gefällt es diesen zumal, sich „Des Türmers Töchterlein“ als Erinnerung an die in Rothenburg verlebten Stunden mit heimzunehmen. Der Verlagshandlung sage ich freundlichen Dank, daß sie jenes in so schmuckem Gewande seine neue Wanderung antreten läßt. Möge es sich auf dieser die alten Freunde erhalten, neue gewinnen.

Ippesheim in Franken im Mai 1896.

Fr. Lampert.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Auf dem Rathausturm.

Wenige Städte in unserm deutschen Vaterlande haben die Ungunst des Wechsels der Zeiten so erfahren, als die alte ehemalige freie Reichsstadt Rothenburg an der Tauber. Die Stadt, welche einstmals ein Gebiet von sechs Quadratmeilen, mehr denn 6000 Stadteinwohner und 18,000 Landunterthanen hatte, die es mit dem sie bedrängenden Adel der Nachbarschaft so gut wie mit Kaiser und Reich aufnahm, ist längst eine stille, einsame bayerische Landstadt geworden.

Die Zeiten sind lange vorbei, da Friedrich der Reiche, des dritten Konrads Sohn und des Kaisers Rothbart Neffe, „das Kind von Rothenburg", wie er in der Chronik genannt wird, auf der Burg alldort glänzenden Hof hielt und von hier aus mit dem Ohm nach Italien zog, um als der Erste auf dem Hochaltar der erstürmten Peterskirche — 1166 war's — sein Banner aufzupflanzen; da die Kaiser und Könige des Deutschen Reichs, Otto der Große, Friedrich Barbarossa, Albrecht I., Maximilian I., Karl V. u. a. durch die Thore der Stadt

einzogen, um einmal oder öfter, länger oder kürzer in ihr zu verweilen; da die Rothenburger nicht die Letzten waren beim Raten und Thaten in weltlichen und geistlichen Händeln, da sie den Ton angaben im Städte- und im Bauernkriege und von der Tauber aus die verheerenden Wogen des letzteren sich über ganz Franken wälzten, — diese Zeiten sind längst dahin.

Und doch meinen wir, mitten in ihnen zu wandeln, wenn wir die alte Stadt durchschreiten. Denn das Äußere Rothenburgs ist geblieben, wie es war, wie es vor 300 Jahren und noch früher gewesen ist; seine Gestalt ist nicht verfallen, man hat ihr kein neues Gewand übergezogen, das alte steht ihr noch so gut wie ehemals. Kein Stein fehlt in seinen Mauern, keine Zinne auf seinen Türmen, es ist keine verfallene, sondern gleichsam eine erstarrte Stadt, erstarrt, stille gestanden mitten am Tage, mitten im Leben, wie wir nur von einer Stadt, von Pompeji, wissen.

Wenn in stiller Sommernacht das Mondlicht voll und glänzend auf den alten Häusern, den schweigenden Plätzen liegt, dann meint man, man müsse an den hellen Fenstern der hochgiebligen Patrizierwohnungen die alten Herren und Frauen erscheinen sehen, die einst in ihnen ihr Wesen getrieben haben, und manch rosiges Jungfrauengesicht schaut mit herab in die nächtliche Stille und wundert sich, daß es drunten so schweigsam geworden ist und nicht mehr Lautenschlag und Mandolinenklang zu ihm emportönt; dann wird's lebendig von allerlei Geheimnis, und wer's versteht, kann dann

mancherlei lesen in dieser schlafenden, träumenden, untergegangenen Welt.

Auf allen Plätzen und Straßen und Gassen, vor allen Kirchen und Häusern treten die entschwundenen Jahrhunderte an einen heran, unmittelbar, greifbar fast, leibhaftig, wie kaum in einer anderen alten Stadt, selbst wie in Nürnberg und Danzig nicht; dort ist nach und nach viel Neuzeitliches mit eingedrungen. An Rothenburg hat, wie schon gesagt, die Gegenwart wenig zu oder abgethan.

Da liegt der Hauptmarkt noch gerade so vor uns, wie damals, als dort vor 400 Jahren auf einem vor der Herrentrinkstube aufgeschlagenen Thron Kaiser Friedrich III. saß, um den König Christian I. von Dänemark mit den Reichslehen zu belehnen, oder später Karl V. stand, um die Huldigung der Bürgerschaft zu empfahen. Es sind dieselben altertümlichen Gebäude noch mit den hohen Giebeln, den spitzen Dächern, dem mancherlei Stein- und Bildschmuck an den Wänden, die den großen Platz umgeben, es ist vor allem das alte, schöne, prächtige Rathaus noch, um das sich jene anderen wie um eine rechte Königsburg reihen.

Anno 1572 haben es die Rothenburger zu bauen angefangen, zur selben Zeit, wo sie den gegen den Markgrafen Albrecht von Culmbach zu Feld gezogenen Verbündeten 80,000 Gulden Kriegssteuer zu zahlen hatten, ein Zeichen also, daß die Stadt reich und blühend gewesen, wie nur irgend eine, die den Reichsadler im Wappen führte. Wohl wenig andere Rathäuser, deren

die alten deutschen Reichsstädte doch so schöne haben, gleichen diesem an mittelalterlicher Pracht. Zwei Stockwerke hoch erhebt sich der stattliche Bau, dessen vordere Fassade ein turmartiger, über das Dach hinausragender Vorsprung in zwei gleiche Hälften teilt. Ein reich verzierter Erker schmückt die dem Marktplatze und der breiten Herrengasse zugewandte Ecke, während über dem großen, offenen Säulengang des Erdgeschosses eine breite, steinerne Altane hinläuft, auf der zwischen den Bildsäulen der Klugheit und Gerechtigkeit der steinerne Reichsadler steht. Eine ebenfalls steinerne, breite Wendelstiege führt in den großen Rathaussaal hinauf, an dessen Wänden sich noch Spuren alter Gemälde zeigen, und auf einer zweiten Treppe kann man dann den hohen, schlanken Turm ersteigen, der, ein Wahrzeichen Rothenburgs, dem von außen zu diesem Kommenden schon aus weiter Ferne sich zeigt, wie er hoch und frei die ganze Stadt überragt.

Noch heut ist's gar ein herrlicher Blick, den man vom Kranz des Rathausturmes aus genießen kann. Tief unter einem liegen die Straßen und Gassen, die Häuser und Kirchen, man kann fast in alle hineinsehen und selbst hoch oben einsam und allein das Leben drunten belauschen. Dann erschaut man wieder die ganze Stadt, wie sie im weitgeschwungenen Halbkreis am jähabfallenden Thalrand sich hinzieht, und staunt ob der Stattlichkeit der sie umfangenden Mauern, der festungsartigen Bollwerke ihrer Thore, der großen Zahl ihrer Warten und Türme. Und endlich sieht man auch nieder zum lieblichen Thale, in

dem die Tauber fließt, die Mühlen klappern, das alte Reichsdorf Dettwang bei der grünen „Turnierwiese“ liegt, oder weit hinaus über Feld und Flur, bis dahin, wo die waldigen Höhen, welche rechts der Stadt nach Süden sich hinziehen, im blauen Ferndust verschwimmen.

Über all das sah an einem Maiabend des Jahres 1631 der damalige Bewohner des Rathausturmes, der ehrsame Stadttürmer Martin Greysing, hin. Allstündlich hatte er Rundschau zu halten, ob alles gut stünde in Stadt und Land, und mit scharfem Auge spähte er auch diesmal hinaus in die Ferne und hinunter in die Stadt. Schon hatten sich deren Häuser in tiefere Schatten gehüllt und auch oben am Himmel färbten sich die Wolken dunkler und düsterer, die Sonne stand schon am Rand des Horizonts, in wenigen Augenblicken war sie untergegangen. Gerade noch ein letzter Strahl glänzte in dem kleinen, bleigefaßten, eckigen Fenster der engen Stube, in die nun der alte Türmer niederstieg.

„Es ist gut für heute, Mechthild,“ sprach er, „laß jetzt die Spindel und den Rocken, mach Feierabend, Kind! Arbeiten hat seine Zeit und Ruhen hat seine Zeit. Drunten in der Stadt schicken sie sich auch an, zur Ruhe zu gehen. Wie pocht's und hämmert's doch den ganzen Tag, sogar bis hier herauf! Sind fleißige Leute doch allezeit gewesen, die Rothenburger, sind's auch heute noch, trotzdem daß die bösen Zeiten Handel und Wandel so wehe thun.

„Horch, da läuten sie bei Sankt Jakob die Bet-

glocke! und bei den Franziskanern stimmen sie auch schon mit ein. Laß uns auch beten, Kind!“

Er zog sein Käpplein und trat an das offene Fenster, zu dem jetzt voll und laut die mächtigen Glockentöne hereindrangen. Auch Mechthild hatte die Hände gefaltet und das kleine Köpfchen andächtig geneigt.

Es konnte kein anmutiger Bild gedacht werden, als wie sich jetzt Vater und Tochter gegenüberstanden. Der Türmer war noch ein Mann in voller Kraft, obwohl unter das schwarze Haar seines ausdrucksvollen Kopfes schon etliche weiße Locken sich gemischt hatten. Unter der hohen freien Stirne blickten zwei dunkle Augen, denen man ansah, daß sie ihres Dienstes auf dem hohen Turme noch gar gut warteten, aber auch, daß sie auch einem Menschen tiefer ins Angesicht und ins Herz schauen konnten, als vielleicht manchem lieb war. Denn fest und gerade, wie er so dastand, war der Mann auch in seinem ganzen Wesen: einem treuern und bessern Wächter hätte der Rat der guten Stadt die Wacht und Obhut über diese nicht anvertrauen können. So hatte er denn schon manch liebes Jahr hier hoch oben über der Menschen Thun und Treiben seines Amtes gewartet, geschaut und gewacht, wo und wie es Not that. Das war sicher, nichts war in der langen Reihe von Jahren, daß Meister Greysing den Rathausturm hütete, vorgekommen, was er nicht erspäht, wovon er nicht sofort Meldung gethan hätte. Mochte er weit draußen den nächtlichen Himmel sich röten — und gerade in der unruhigen, an Kriegsbedrängnissen so reichen Zeit, in der unsere Geschichte

beginnt, kam das leider oft genug vor — oder gar erst in der Stadt selbst, die schlafenden Bewohner jäh aufschreckend, die Flamme aufschlagen sehen: sofort war er auf seinem Posten und schlug mit wuchtiger Hand die Feuerglocke an. Oder wenn, nur ferne noch, auf den zur Stadt führenden Wegen Staubwolken aufwirbelten, die vielleicht das Heranziehen von Kriegsvolk kündigen konnten, so sah er scharf hinaus, bis die fernen Umrisse festere Gestalt gewonnen und er dem hohen Rate Botschaft senden konnte, ob sich dieser der Ankunft von Freunden oder feindlichen Besuches gewärtigen dürfte.

Aber nicht nur also der obersten Hut und Wache über die gute Stadt zu pflegen, war Meister Greysing's Amt, daneben war er auch wohlbestallter Stadtmusikus und hatte dafür zu sorgen, daß es der Stadt niemals an Pfeifern, Trompetern und Zinkenbläsern fehlte, wenn es galt, bei Hochzeiten und Gastereien, beim Empfang fürstlicher und sonst edler Gäste und sonstigem feierlichen Anlaß mit der edlen Musika die Herzen zu erheitern und zu höherer Lust zu stimmen. Auch an einem jeden Abend vor einem Sonn- oder Festtag, wie das noch heut in Rothenburg löbliche Sitte ist, hatte er vom Kranze seines Turms herab ein geistlich Lied zu blasen und gar manchmal auch mit einem solchen einem angesehenen Bürger oder einer ehrbaren Frau der Stadt auf ihrem letzten Wege, wenn man sie zum Friedhof vor dem Röderthore draußen hinaustrug, das Geleit zu geben.

Das hatte er auch vor Jahren schon seinem eigenen lieben Weibe thun müssen, als sie ihm bald nach der

Geburt der Mechthild an einem hitzigen Fieber gestorben war. Er hatte damals Johann Matthias Meyfart's herrliches Lied: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt" gar herzbeweglich geblasen, dann sich aber die Augen getrocknet und sich gesagt: nun hast du, Martin, noch ein heilig Wächteramt zu dem da auf deinem Turm dazu bekommen, das über dein Kind, das du nun aufziehen und behüten mußt, daß es auch so schön und brav wird, wie meine Elsbeth war, die sie nun draußen zur Ruhe gebracht haben. Und Gott schien auch sichtlich zu segnen, was der treue Vater an der Mechthild that. Täglich wuchs sie mehr heran, täglich wurde sie schöner, aber, was mehr wert war, täglich auch sittiger und feiner im Herzen, so daß der Vater an dem Mädchen nichts zu tadeln und zu klagen hatte, ja nicht einmal etwas zu gebieten oder zu mahnen, denn Mechthild that immer schon von selbst das Gute und Rechte. Das sah man schon ihrem frischen, minniglichen Gesichte an, daß es der Spiegel einer reinen, klaren Mädchenseele war, den noch kein Hoch der Leidenschaft getrübt hatte. Noch ein rechtes blaues Kinderaugenpaar strahlte, trotzdem daß Mechthild schon siebzehn Sommer zählte, unter seinen dunkeln Wimpern vor, um heiter und froh in die Welt zu schauen. Aber manchmal konnten doch auch diese Augen wieder recht ernst und gedankenvoll blicken, wenn sie dem Vater zuhörte, wann dieser von den alten Zeiten der Vaterstadt und ihrer großen Geschichte erzählte, und Mechthild dann nicht aufhören konnte, all der mannigfachen Mär' zu lauschen, oder wenn sie mit ihm — denn sein Kind war

dem Vater verständig genug, daß er ihm in Allem Vertrauen schenken konnte — von der gegenwärtigen Not sprach, die der nun schon dreizehn Jahre währende und mit jedem Jahre mehr Jammer über Land und Leute bringende Krieg mit sich führte; dann war's, als ob es lang her sei, daß jene einmal sonnig und hell in die frühlingswarme Welt hinausgelacht hätten.

Auch jetzt lag ein tiefer Ernst auf ihren feinen Zügen: sie hatte innig und andächtig gebetet.

Jetzt verhallten die letzten Glockenschläge. Mechthild richtete das gesenkte Köpfchen wieder empor, strich sich die blonden Zöpfe, von denen der eine über den Ärmel ihres schwarzen Samtmieders vorgefallen war, zurück und bot dem Vater mit einem hellen „guten Abend" die Hand. Dann schloß sie das Fenster, zu dem der duftige Hauch des Frühlingsabends hereinquoll, und nahm den Schlüssel zur Küchenspinde vom Haken, um das Abendbrot zu bereiten. Die große Uhr in dem alten Holzgehäuse an der Wand zeigte auf die achte Stunde; trotzdem daß der Tag hier oben am längsten hereinzuschauen pflegte in der ganzen Stadt, war es in der Turmstube doch nun vollends dunkel geworden. Mechthild setzte darum, ehe sie das Zimmer verließ, nachdem sie mit dem Zündfaden das Licht angesteckt hatte, den messingnen Leuchter auf den eichenen Tisch, der mitten in der Stube stand. Sonst war in dieser für nicht viel Gerätschaft Platz. Aber was da vorhanden war, zeugte von einer gewissen Wohlhabenheit der Bewohner, mehr aber noch von dem feinen Ordnungssinn, mit dem das Mädchen

in diesen kleinen Räumen schaltete und waltete. Da war kein Stäubchen auf dem großen geschnitzten Schranke, der an der Wand neben dem Aufgange zum Turmkranze stand, zu sehen; da durfte sich kein Spinnengewebe hinter dem grünen Kachelofen einnisten, der eigentlich den größten Platz im ganzen Zimmer einnahm, da es hier wohl not that, in den rauhen Winternächten, wenn die Stürme so um den Rathausturm toben, daß er fast zu schwanken scheint und es schier unheimlich ist, hier oben auszuhalten, sich durch ein gutes, wärmendes Feuer schützen zu können; da stand der Rocken so sauber und sorglich aufgesteckt in der Ecke, daß es einen schon anheimeln mochte, wenn man beim Türmer und seinem Kinde einsprach.

An den Wänden hingen hier und dort noch ein paar Instrumente, wie solche der Meister für sich und seine Spielleute brauchte, nicht bloß Trompete und Zinke, sondern auch ein paar feinerer Art, wie eine Geige und Laute, denn auch auf diesen war Meister Greysing sich seiner Kunst wohl bewußt.

Als Mechthild wieder eintrat, breitete sie ein sauberes, blütenweißes Linnen auf den Tisch, setzte die wie blankes Silber glänzenden Zinnteller — zu jenen Zeiten der Stolz eines bürgerlichen Haushalts — darauf, stellte dem Vater die eben so hell blinkende Weinkanne und den Becher hin und trug dann das bescheidene, aber nahrhafte Abendmahl auf.

Meister Greysing pflegte gerne nach des Tages Arbeit daheim der behaglichen Ruhe. Am Sonntage,

wenn nach der Predigt Bürger und Gesellen, in ihrem Feststaate, plaudernd, Neuigkeiten austauschend, Geschäfte beredend, auf dem Markte standen, mischte er sich gerne unter sie; auch von den Festlichkeiten aller Art, wie sie zu jener Zeit namentlich in den Reichsstädten gebräuchlich waren, als z. B. Mummenschanz und Schützenfesten, hielt er sich nicht fern und es war ihm gar nicht unlieb, wenn er sehen konnte, daß sich sein schönes Töchterlein an der Hand eines wackern Bürgerssohnes viel schmucker und feiner fast, als alle andern, und doch so sittig und züchtig im Reigen drehte. Auch in den Trinkstuben, im Greifen nnd im Lamm, liebte er es, hie und da einmal mit den Nachbarn und Gefreundeten bei einer Kanne Bier oder einem Humpen Wein auf eine oder ein paar Stunden sich zusammenzufinden und erholenden Zwiegesprächs über die Zeitläufte zu pflegen, denn damals schon, wie heutzutage, haben welterschütternde Ereignisse auch das einzelne Menschenherz schneller schlagen gemacht. Aber am behaglichsten und liebsten war es ihm doch immer daheim, wenn er so mit Mechthild zusammensaß und, wie wir schon oben gesagt, mit ihr so gut und verständnisreich, wie nur mit irgend einem Andern, von dem reden konnte, was sein Herz bewegte.

Und dazu gab's allerlei Stoff. Wenn's dazumal auch noch nicht so war, wie in unsrer Zeit, wo die Nachrichten von dem, was in der Welt vorgeht, sofort durch die Zeitungen von Ort zu Ort, von Haus zu Haus gemeldet werden und man solche fast überall haben kann und liest, so fehlte es doch schon auch damals nicht an

derartigem, wodurch die Leute über das, was sich draußen zutrug, unterrichtet wurden. Da waren es entweder fliegende Blätter, teilweise mit Bildern bedruckt, auf denen Himmelserscheinungen, Kometen, Schlachten zu Wasser und zu Land u. s. w. verbreitet wurden, oder auch kleinere Druckschriften, die von allem Neuen und Wissenswerten berichteten. Je bewegter die Zeiten wurden, je mehr namentlich die bürgerlichen und religiösen Streitigkeiten dieser sich verwickelten, desto zahlreicher wurde auch solches Schriftwerk, das die „Buchführer", wie die Buchhändler damals hießen, in ihren Läden und Buden verkauften oder auf Märkten und Messen feilboten.

So hatte sich auch Meister Greysing auf der letzten Ostermesse von dem damals gar berühmten Buchführer Wendelin Borsch aus Nürnberg etliche solche „neue Zeitung" gekauft, darunter eine von des Wallensteins Angriff auf die Stadt Stralsund, die der Friedländer, wenn sie auch mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, von dort herabzuholen sich vermessen, und von der er dann doch unverrichteter Dinge hatte abziehen müssen, die lag nun vor ihm und gab ihm Anlaß, neu zu klagen über das Elend, das der Krieg über das deutsche Land und auch über Rothenburg schon gebracht hatte. Bereits hatte die Stadt nahezu an eine halbe Million Thaler Kriegskosten zahlen müssen, dazu unaufhörlich Kriegsvolk zu herbergen gehabt, und auch jetzt hatte sie, zur Strafe dafür, daß sie dem zu Leipzig von den evangelischen Ständen errichteten Bunde beigetreten war, wieder kaiserliche Besatzung aufnehmen müssen

welche sie sofort zum Rücktritt von jenem Bunde und zur Entwaffnung ihrer Bürger gezwungen hatte.

„Wir werden es erleben, Mechthild,“ sprach Greysing traurig, „es geht abwärts mit Rothenburg. Wo soll Rat und Bürgerschaft noch Geld hernehmen, um all das Kriegsvolk, das schon da war und, fürcht' ich, noch kommen wird, zu befriedigen? Und doch kam's bis jetzt noch immer nicht zum Ärgsten: wir sind mit den Kaiserlichen, obwohl sie Feinde unsers evangelischen Glaubens sind, doch noch immer so leidlich abgekommen, aber wenn nun der Schwedenkönig näher rücken, wenn, weil unser Rothenburg doch immer eine feste, mächtige Stadt ist, es für die eine oder die andere der gegeneinander so hitzig entbrannten Parteien ein Bollwerk werden sollte, dann, Kind, möge uns Gott gnädig sein!“

„Er wird's auch sein, Vater,“ antwortete Mechthild. „Du hast mir es ja oft erzählt, wie mancherlei Strauß schon unser Rothenburg ausgehalten hat, schon zu Herrn Toppler's Zeiten —.“

„Ja, wenn Heinrich Toppler noch lebte,“ unterbrach sie der Vater, „dann hätte Rothenburg eine Mauer, so fest und stark wie die, die es da drunten schützen! und doch haben sie den Mann, der Rothenburg so groß gemacht hat, wie es nie zuvor gewesen und niemals mehr werden wird, des Verrats für fähig gehalten und in den dunkeln Kellern da unter uns elendiglich des Hungers sterben lassen.“

Meister Greysing war im vollen Zuge, von dem traurigen Geschicke dieses mächtigsten und edelsten Mannes

Rothenburgs, das, wenn er darauf zu sprechen kam, immer sein ganzes Herz erschütterte, fort zu reden, als er auf einmal abbrach und nach der Thüre zu horchte.

Schwere Männertritte ließen sich draußen auf der Treppe hören. „Wer jetzt noch zu uns kommen mag?" sprach Greysing. „Sollten meine gestrengen Herren mir noch eine Botschaft schicken, oder sollte es der Meister Gelbgießer sein, der am Montag Brautfahrt halten will, daß der die Spielleute zu bestellen gedenkt?"

„Ich will öffnen, Vater," sagte Mechthild, aber indem sie aufstand, um nach der Thüre zu gehen, that sich diese nach einem kräftigen Klopfer schon auf und Mechthild fuhr schier erschrocken und purpurrot im Gesicht geworden zurück, denn herein trat ein junger feingekleideter Mann, der sich anmutig vor der Jungfrau verneigte und dann Greysing die Hand entgegenhielt.

„Verzeiht, daß ich so rasch eintrat, Meister Türmer," sprach er mit einer vollen, wohllautenden Stimme, „Ihr wart wohl nicht mehr fremden Besuchs gewärtig?"

„„Wohl bin ich erstaunt, Herr, Ihr seid Junker Kurt, des gestrengen Herrn Bürgermeisters Bezold Sohn. Was führt Euch zu mir und in so später Stunde? wollt Ihr Euch vielleicht einmal von meinem Turm die Stadt ansehen, wie der Mondenschein über den Gassen und Häusern liegt und es fast gespenstisch ist, in sie hinabzuschauen? Er hat auch sein Apartes, solcher Blick.""

„Wohl glaub ich das," erwiderte der andere, „aber ich will mir den Blick von Eurem Turm auf den lieben hellen Tag versparen, ehrsamer Meister, wenn die

Sonne dazu scheint und ihre goldenen Farben auf das maiblühende Land ringsum malt und die Vöglein über uns dazu singen; denn ich möchte von nun ab öfter zu Euch kommen und das zu erbitten ist mein Begehr."

„Was soll das, Junker?" fragte erstaunt der Türmer.

„Es ist ein einfach Begehr, das ich an Euch stelle, Meister," antwortete Kurt, „das aber zu erfüllen in Eurer Macht steht, und das Ihr mir nicht abschlagen wollt. Ich weiß, Ihr seid ein Meister der edlen Musika, nicht nur daß Ihr es gar schön versteht, vom Turme herabzublasen und die Trompeter und Zinkenisten wohl in Aufsicht zu behalten und zu leiten, daß ihr Spiel in Einem Tone geht, auch auf andere Kunst versteht Ihr Euch. Zumal hör' ich, daß Ihr der Laute Meister seid. Und da möcht' ich Euer Schüler werden. Versucht's mit mir! Den Willen hab' ich, ob mir Gott auch den rechten Sinn für die Musika gegeben, weiß ich nicht. Aber in mir, das fühl ich, da wogt's und drängt's manchmal, daß ich's hinausrufen möcht in alle Welt, und dazu, mein ich, sei uns Eure Kunst gegeben, daß sie uns dazu helfen soll, dem Luft zu machen, was sonst fast erdrückend auf uns lasten will. Der Vater will, daß ich, wenn's nur irgendwie nach der Zeiten Ungunst gestattet sein könnte, noch auf die hohe Schule nach Padua gehe. Dort huldigt man absonderlich dem Saitenspiel. Und da möcht ich nicht als ein Stümper erst erscheinen, sondern aus der Vaterstadt schon etwas in die Fremde mitbringen. Wollt Ihr nicht so gut sein, Meister, und

mir dazu verhelfen, indem Ihr mich Euren Schüler sein laßt.“

„Ich kann mir's nicht nehmen, Junker, daß mir Euer Begehren gar sonderlich erscheint,“ sprach Meister Greysing wieder. „Sollte fast meinen, die Zeiten seien zu ernst und schwer, als daß man, sonderlich in Eurem Stande, an etwas Anderes denken sollte, als an den Krieg und Kriegshandwerk. Und da bläst die Trompete wohl zur Schlacht und das Kalbfell wirbt die Landsknecht und Söldner, allein für Lautenschlag und Zitherspiel scheint mir's jetzt keine Zeit. Allein Ihr seid meines gestrengen Herrn Sohn und mir auch sonst lieb und wert, und schon deshalb muß ich Eurer Bitte willfahren. Bin zwar auch nicht, wie Ihr mich dessen rühmt, der große Meister auf der Laute, allein ein wenig kann ich Euch schon lehren, sie zu spielen, und dadurch Euch und vielleicht auch manchem edlen Fräulein, des Euch zuhören wird, zu einem gefälligen Zeitvertreib zu verhelfen.“

„Vorderhand begehr ich nicht nach solcher Zuhörerschaft, wie Ihr meint, lieber Meister,“ antwortete der Junker, „mir wird's genug des Lohns sein, wenn Ihr gestattet, daß Euer minnigliches Töchterlein mir helfen darf, Euch ein gelehriger Schüler zu werden. Denn, mein' ich, es geht doppelt leicht mit der Musika, wenn ein paar schöne Augen einem die Noten lebendig machen oder gar eine helle Frauenstimme unsrer Laute Spiel begleitet. Werdet Ihr es mir weigern, edle Jungfrau, bei meinen Lehrstunden dabei zu sitzen oder mir manchmal ein Liedlein zu singen?“

„Wenn's der Vater erlaubt, nimmermehr!" antwortete Mechthild errötend, „obwohl ich selten für mich allein eine Weise weiß, sondern meist nur singe, wenn in der Kirche mit mir viel hundert andere Stimmen sich erheben und ich weiß, daß dann die meine die geringste und unbedeutendste unter ihnen ist."

„„Ihr redet zu bescheiden von Euch, edle Jungfrau, laßt mich, bitt' ich Euch, nun auch Euren Schüler werden, dann wird mir's bald nicht fehlen zur vollen Meisterschaft.""

„Seid nicht übermütig, Junker," lächelte Mechthild, „mein Vater ist ein strenger Lehrherr und auch ich könnte Euch eine strengere Meisterin werden, als Ihr denkt."

„Laßt's gut sein, Junker Kurt," legte sich nun Meister Greysing drein, „ist es Euch und Eurem Vater recht, denn der ist doch, hoff' ich, einverstanden mit Eurem Vorhaben, so könnt Ihr Eure Lehrstunden beginnen, wann Ihr wollt. Für heut gehabt Euch wohl, es ist Zeit, daß ich wieder auf meinen Turmkranz hinaussteige und mich umschaue, ob alles in Ruhe und Frieden ist. Wo der Herr nicht wacht, wacht freilich der Wächter umsonst, allein so lange noch diese beiden Augen offen stehen, sollen sie auch wachen über unser Rothenburg, so treu und gerecht sie's nur vermögen. Gut' Nacht, Junker! Gott geleit Euch!"

„Gut' Nacht auch Euch, Meister Türmer, und Euch, Jungfer Mechthild! Seid nicht unhold drob, daß ich Euch so spät noch Unruhe gemacht; aber glaubt, daß

Ihr ein gut Werk an mir gethan, indem Ihr meine Bitte nicht habt umsonst sein lassen.""

Mit diesen Worten nahm der Junker sein Barett und stieg die Treppe, auf der er gekommen war, wieder hinab. Der Türmer blieb mit seinem Lichte, das er vom Tische genommen hatte, noch eine Weile am Treppenrande stehen, dann trat er in die Stube zurück. War's der lichte Schein, der auf einmal so grell auf die im Dunkeln am Tische sitzende, das blonde Köpfchen wie träumend in die Hand stützende Mechthild fiel und deren Antlitz so hold gerötet erscheinen ließ, oder waren deren Gedanken bei dem, der soeben die Treppe hinabgegangen war und der so wunderliches Begehren gestellt hatte, mitten in Kriegszeit und Kriegsgewühl das Lautenspiel zu lernen?

Sie schlief wenig in dieser Nacht.

Zweites Kapitel.

Warum Einer die Laute spielen lernen wollte.

Junker Kurt Bezold trat unter der Säulenhalle des Rathauses heraus auf den Marktplatz. Obwohl es noch nicht allzu spät in der Nacht war, so lag doch dieser, wie die auf ihn einmündenden Straßen in tiefer Stille. Die Lichter, welche noch allenthalben hinter den Fenstern zu sehen waren, zeigten wohl, daß die Bewohner noch

nicht schlafen gegangen waren, aber unterwegs schienen ihrer wenige mehr zu sein. Die Schritte der eben durch die Rödergasse herabkommenden Patrouille hallten fast unheimlich auf dem Steinpflaster wieder. Der Mond stand voll und klar am Himmel. Die Schnörkel und Figuren an den Giebeln und Erkern der Häuser zeichneten sich in seinem hellen Lichte fast so deutlich ab, wie am Tage.

Kurt ging nicht, wie sein nächster Weg gewesen wäre, vom Marktplatz die stattliche breite Herrengasse, in der, wie fast alle die großen Patrizierhäuser, auch seines Vaters Haus stand, hinauf, sondern wandte sich der Straße zu, die vom Marktplatz etwas abwärts führt und die Schmiedegasse heißt. Sie ist heute noch eine der interessantesten in Rothenburg; unversehrt alte prächtige Häuser stehen in ihr genug und der Freund alter Baukunst findet in ihr des Sehenswerten manches. Aber auch in ihr machte der einsame Wanderer nicht Halt. Im Wirtshaus zum Hirschen, wo die Patrizierssöhne ihre Trinkstube hatten, wußte er jetzt wohl seine Gesellen versammelt, allein heute gelüstete es ihn nicht, sich zu ihnen zu setzen und da Kurzweil mit ihnen zu pflegen. Er ging weiter, am alten Brunnen, wo der steile Weg hinab zum Kobolzeller Thor und zum Wildbad führt, vorbei, durch das innere Spitalthor durch und in jenen Teil der Stadt, dem einst Kaiser Albrecht, als die Bürger ihn baten, das Hospital zum heiligen Geist in das Gebiet der Stadtmauer ziehen zu dürfen und jener ihnen unwillig mit den Worten willfahrte: „sieht doch eure Stadt schon so aus, wie eine Schlafkappe, so

so sei dies der Zipfel dran," den Namen „Kappenzipfel" gegeben, und die bei dem festesten der Thorbollwerke Rothenburgs, der Spitalbastei, endet.

Wohl verdienen die Thore Rothenburgs solche Festungsnamen, denn wenige Städte, Nürnberg ausgenommen, können sich solcher trotziger Wehren rühmen. Zwei mächtige Türme muß man durchschreiten, ehe man die Stadtmauer hinter sich hat. Heutzutage wird dem sie Passierenden kein Hindernis mehr in den Weg gelegt; freundliche Spaziergänge führen, mannigfache Aussicht gewährend, um die Stadt herum, auf denen man sich Rothenburgs Schönheit zu jeder Stunde, im Sonnenlicht oder im jene im besonderen Reiz erscheinen lassenden Mondenschein, betrachten kann. Zu jener Zeit aber hatten die Wächter an den Thoren genaue Acht, daß diese zeitig geschlossen und nächtlicherweise Keinem mehr geöffnet wurden, der sich nicht mit besonderer Veranlassung, die Stadt zu verlassen, ausweisen konnte. Nach solchen Ausweis wurde denn auch Junker Kurt gefragt, als er vom Thorwärter Öffnung des kleinen Gatters, das im großen, auf die Zugbrücke mündenden Thore angebracht war, verlangte; als dieser aber des Bürgermeisters Sohn erkannte und der ihm vermeldete, daß er noch eine dringende Botschaft in das Siechhaus, das unweit der Stadt da draußen an der Straße liegt, zu verbringen hätte, that er dem Junker ohne Weigern seinen Willen.

Wohl hatte Kurt schon des Öftern solche Botschaft, und zwar manchmal auch schon zu später Stunde, an das Siechenhaus, dessen oberste Verwaltung ja sein Vater

leitete, zu überliefern gehabt, allein diesmal hatte er doch dem wackern Thorwächter nicht die Wahrheit berichtet. Ihn hatte es nur nicht mehr in der Stadt leiden wollen. Seitdem er auf dem Rathausturme gewesen war, kam's ihm vor, als ob sie ihm zu eng geworden sei. Draußen im Freien meinte er wieder leichter atmen zu können. Er stand nun dort, wo man, nahe am Thor, einen gar schönen Blick hinab in das da ganz enge und wilde Tauberthal hat, in welchem gerade hier unten die Gebäude des schon in alten Zeiten gar viel von allerlei Bresthaften heimgesuchten Wildbades liegen. Es war bisher ein regnerischer Frühling gewesen; das Wasser der Tauber war darum auch höher, als sonst gewöhnlich, angeschwollen und man hörte daher sein Rauschen deutlich herauf. Am steilen Hang zog sich über den grünen Rasen allerlei blühendes und nun, vom Nachttau befeuchtet, doppelt stark duftendes Gebüsch hin; eine Nachtigall schlug in ihm. Sonst war's still ringsum. Auch von der Stadt her hörte man keinerlei Bewegung oder Geräusch. Schweigend lagen die alten trotzigen Mauern da, ragten die durchbrochenen Pyramiden der Jakobstürme empor, hob der schlanke Rathausturm seine luftige Krone in den mondbeglänzten Himmel. Auf letzterem haftete des jungen Mannes Blick. Dort schien ihm heut' ein neues Leben aufgegangen zu sein. Sein ganzes bisheriges ging an seinem inneren Auge vorüber. Er schien sich auf einmal viel älter geworden zu sein. So ernst hatte er noch nie über sich nachgedacht. Seiner Eltern einziges Kind, hatte er bisher das Leben ziemlich

leicht genommen; er hatte sich nie geweigert, etwas Tüchtiges zu lernen, die schönen Geistesgaben, die ihm Gott gegeben, wohl zu verwerten und auszubilden, allein er war von Jugend auf gewohnt zu denken, daß ihm, dem Erben der alten Patrizierfamilie, dem Sohne des regierenden Bürgermeisters der freien Reichsstadt, der Platz, den er einst einzunehmen hatte, von selbst gegeben wäre, daß ihm der Kampf um's Leben leichter gemacht sei, als tausend Anderen. Ob er nun wirklich, nachdem er schon einige Jahre auf der Hochschule zu Leipzig gewesen war, noch eine fremdländische besuchte, darauf kam's am Ende für seine künftige Lebensstellung wenig an, aber sein Vater, der seinem Sohne eben eine gründliche Bildung, namentlich in der Rechtsgelehrsamkeit, geben wollte, wünschte es und wäre dieses Vorhaben, von dem Kurt auch dem Türmer berichtet hatte, längst schon ausgeführt worden, wenn der leidige Krieg nicht eine so weite Fahrt als höchst unsicher hätte erscheinen lassen. Auch Kurt hatte bisher gar nichts gegen den väterlichen Plan einzuwenden gehabt. Er war ein ritterlich gesinnter junger Mann, in allen ehrbaren Künsten, an denen die jungen Vornehmen jener Zeit Gefallen hatten, wohl bewandert, und er dachte sich's gar nicht unschön, mit den vom sorglichen Vater gesammelten Goldgulden wohl versehen, nach dem vielgerühmten sonnigen Italien zu reisen und bei allem Fleiß, den aufzuwenden er entschlossen war, doch auch ein lustiges, fröhliches Leben mit guten Gesellen und Gefreundten zu führen.



(Zu Seite 23.)

leicht genommen; er hatte sich nie [illegible] Tüchtiges zu lernen, die schönen Geist[illegible] Gott gegeben, wohl zu verwerten und [illegible] er war von Jugend auf gewohnt [illegible] dem Erben der alten Patri[illegible] regierenden Bürgermeisters [illegible] [illegible] liche [illegible] geben [illegible] von [illegible] dem Türmer [illegible] schon [illegible] werden, wenn [illegible] [illegible] lich [illegible] an [illegible] hatten, [illegible] unschön, [illegible] Goldgulden [illegible] sonnigen Italien [illegible] zuwenden er entschlossen war, doch [illegible] fröhliches Leben mit guten Gesellen [illegible] führen.



(Zu Seite 23.)

Warum erschien ihm dies Alles auf einmal nicht mehr so begehrenswert? Warum wäre es ihm keine freudige Botschaft mehr, sondern vielmehr ein jäher Schreck gewesen, wenn ihm der Vater auf einmal verkündet hätte, morgen müsse er sich zur Fahrt nach Padua rüsten? Morgen mußte er ja seine Lehrstunden auf dem Rathausturme beginnen, um die er diesen Abend den Meister Greysing gebeten hatte; morgen mußte er die wiedersehen, um deren willen er nach diesen Verlangen trug.

Gesehen hatte er Mechthild schon oft gehabt. Am heiligen Christfest schon war's gewesen, da war, als er eben nach der Predigt aus dem hohen Kirchenthor von St. Jakob getreten war, auch die Mechthild aus der Kirche gekommen, im Festgewand, das Gesangbuch in der Hand, das Köpfchen noch voll Andacht halb zur Erde geneigt. Da war's ihm geworden, als ob sie allein vor der hohen Kirche stünde und all die schönen und vornehmen Frauen und Jungfrauen, die doch auch mit heraus gingen, auf einmal verschwunden wären, als ob einer der Engel auf den schönen Altarbildern, die drin in der Kirche stehen, lebendig geworden wäre und vor ihn hingetreten sei, um ihm zu der frohen Weihnachtsbotschaft, die ihm eben gepredigt worden, noch eine zweite zu verkündigen, die ihm aber ganz allein gehöre, ihn ganz allein glücklich machen solle. Und seitdem war er an jedem Sonntage auf jener Stelle gestanden, wo er die Mechthild zuerst gesehen hatte, nur um sie wieder zu sehen und dann wieder von einem Sonntage

zum andern die Stunden zu zählen, bis wieder in der Kirche die Orgel den Ausgang spielte, die Thüren sich aufthaten und das holde Mägdlein an ihm vorüberschritt. — Es war nicht eine flüchtige Neigung, die sie in ihm entzündet hatte, das fühlte er mehr von Tag zu Tag. Wollte er glücklich werden, so mußte Mechthild seine Liebe erwidern, mußte sie sein Weib werden. Würde dieses aber sein stolzer Vater zugeben, durfte des Bürgermeisters Sohn um des Türmers Tochter freien? Wenn sie auch das schönste und sittigste Mädchen der ganzen Stadt war, die Standesunterschiede bauten damals Schranken in der bürgerlichen Gesellschaft auf, wie heutzutage, und haben mit solcher Scheidung damals schon manches Herzeleid gebracht, wie es heut noch oft geschieht. Kurt mußte sich, wenn er ruhig überlegte, das selber sagen, daß sein Vater, wenn er auch der gerechteste und billigste Mann war, dem jedermann in der Stadt zugethan war, wenn er auch freundlich und herablassend mit dem Niedersten reden konnte und seinen wohlwollenden Gesinnungen immer auch thätigen Ausdruck zu geben gewohnt war, doch den Gedanken an eine Verbindung des einzigen Sohnes eines der ältesten und vornehmsten Patriziergeschlechter mit einem Bürgerskinde auf das Schroffste zurückweisen würde. Aber wenn er sich auch all' das nicht verhehlte, so wußte er doch auch wieder, wie sein Vater ihn liebte, wie auch die Mutter immer gewillt war, des Sohnes Bitten bei jenem zu vertreten, und, wie die Jugend stets geneigt ist, alle sich ihr in den Weg stellenden Schwierigkeiten weit zu unterschätzen

oder mit fröhlicher Hoffnung schon überwunden zu sehen, so war sich auch Kurt schon gewiß, daß er dem Vater nur aufrichtig und wahrhaftig zu gestehen brauchte, wie er ohne Mechthild nicht zu leben vermöge und daß jener dann auch sofort dem Sohne seine strengen Grundsätze und Anschauungen zum Opfer bringen würde.

Und mit diesem Geständnis und der offenen Werbung um Mechthilds Hand wollte er auch in aller Kürze vor die Eltern treten, aber vorher mußte er doch wissen, ob Mechthild auch ihm hold sei, ob sie ihm Gegenliebe gewähren würde. Denn so oft er nun schon auch sie gesehen hatte und sie an ihm auf dem Kirchwege vorübergeschritten war, konnte er doch nicht Gewähr und Gewißheit haben, ob auch sie es bemerkt, daß Einer immer so inniglich und sehnlich sie anschaute und was drum gegeben hätte, nur ein Wort aus ihrem Munde zu hören.

Denn vor sich selber hätte es Mechthild kaum noch einzugestehen gewagt und als eine Sünde, die sie beichten müsse, hatte sie es fast empfunden, daß ihr manchmal während der Predigt auf einmal die Gedanken schon vor ihr voraus aus der Kirche gegangen waren und bei dem schmucken Junker stille hielten, der so schön und ritterlich, wie keiner, immer dort, wo die Steintreppe zum Gymnasium hinaufführt, stand und am Ende doch — aber auch den Gedanken scheuchte sie gleich als einen thörichten oder gar sündigen zurück — nur auf sie zu warten schien.

Um wie viel weniger konnte also Kurt es wissen,

wie er mit dem Mägdlein daran war, und doch mußte er sich darüber klar sein, ehe er mit seinem Vater davon zu sprechen wagte. Darum war er auf den kecklichen Gedanken verfallen, den Türmer um die Lehrstunden auf der Laute anzugehen, um so in allen Ehren und Züchten Gelegenheit zu haben, Mechthilds Gesinnungen gegen ihn zu prüfen und doch vielleicht dahin zu kommen, daß sie ihm so gut würde, als wie er sich ihr zugethan wußte.

Die Wächter in der Stadt riefen die zwölfte Stunde, als Kurt wieder an das Thürlein an der Spitalbastei klopfte und der Wärter den nächtlichen Wanderer, dessen Besorgung im Siechenhaus er nun glücklich abgethan glaubte, einließ. Jetzt waren alle Lichter in den Häusern erloschen; nur auf dem Rathausturme leuchtete noch eins in die milde Nacht hinaus. Kurt sah hinauf zu ihm, als wie ein Schiffsmann draußen auf der hohen See nach dem Polarstern sieht, der seinem Schiffe die richtige Bahn durch die wilden Wogen zeigt.

Drittes Kapitel.

Kipper und Wipper.

Wenn man von der großen Freiung, auf welcher die St. Jakobskirche steht, die große, breite Steintreppe herabsteigt, gelangt man in die Klingengasse, welche

wiederum durch eines der schönsten Thorbollwerke Rothenburgs, die Klingenbastei, abgeschlossen wird. Dort, nahe demselben, stand ein schon damals ziemlich altes Haus. Es trug im Gegensatze zu den anderen der gewerbthätigen Straße eine auffallende Herabgekommenheit zur Schau; das Mauerwerk war zum teil abgebröckelt, an den Fenstern fehlte da und dort eine Scheibe, der Thürklopfer schien seit undenklichen Zeiten nicht mehr geputzt worden zu sein: der Bewohner mußte in wenig glänzenden Verhältnissen, wenigstens nicht gerade sehr bedacht auf die Erhaltung seines Obdachs sein. Trat man ein, so entsprach das Innere vollständig der Außenseite. Auf einer gebrechlichen Stiege gelangte man in das obere Stockwerk, wo sich zwar mehrere Zimmer geöffnet zeigten, aber in denselben wenig oder fast gar kein Hausrat zu sehen war. Nur in einem einzigen fanden sich von diesem die notwendigsten, aber auch ziemlich verkommen aussehenden Stücke vor. Neben einer alten Bettlade stand ein großer Schreibkasten, das einzige Möbel, das von seinem Besitzer mit einiger Aufmerksamkeit behandelt zu werden schien, denn wenigstens lagen einige Scripturen auf ihm, und auch das große Tintenfaß mit der Streusandbüchse, die sich dabei befanden, zeigten, daß er doch benutzt wurde, ja daß sogar sein Besitzer des Schreibens und sonst vielleicht besseren Wissens kundig war. Außer einer einfachen Kleiderspinde, die freilich auch nicht das Aussehen hatte, als ob sie besondere Schätze berge, waren nur noch ein hölzerner Schemel, auf dem ein großer, schwarzer Kater schnurrte, und ein roher Tisch

im Zimmer zu sehen, vor dem auf dem einzigen Stuhle, den er sein eigen nannte, der Bewohner jenes saß.

Vor ihm stand ein großer gläserner Humpen, aus dem er eben wieder einen tiefen Zug that. Das gerötete, aufgedunsene Gesicht zeigte, daß er solcher Züge reichlich gewohnt war. Unter einer niedrigen Stirne, über welche das buschige Hauptthaar ungeordnet hereinhing, blinzelten ein Paar stechende Augen vor, die sich eben mit einem besonders scharfen Blick auf den in demütiger, fast unterwürfiger Stellung vor ihm stehenden, wohl um dreißig Jahre älteren Mann richteten. Der lederne Sack, den er umhatte, der breitkrämpige Hut und der gelbe Tuchring am lange Rocke, das damalige gemeine Kennzeichen seiner Stammesgenossen, ließen in diesem sofort den Juden erkennen.

„Was wollt Ihr, Herr Ratsschreiber,“ sagte er eben zu dem vor ihm Sitzenden, „kann ich mehr thun für Euch, als ich schon gethan habe? Gott ist mein Zeuge, was ich mir hab' gegeben für Euch Mühe seit vielen Jahren, hab' Euch geschafft Geld über Geld, aber jetzt hab' ich nichts, gar nichts. Könnt mich auspfänden lassen, wenn Ihr wollt: keinen Heller kann ich Euch borgen und wenn Ihr mir geben würdet zehn und zwanzig Prozent.“

„Ausflüchte, Schai, Ausflüchte!“ murrte der andere, „und wenn ich's glauben wollt', daß du im Augenblick nichts hast, so schaff' mir anderswoher Geld!“

„Woher soll ich's schaffen? mein' ich doch, Ihr sollt selbst wissen, was Eure Stadt schon gezahlt hat für die

Kroaten und Pappenheimer, den Altringer und den Piccolomini und wie alle die Gojim heißen, die da schon ihr Wesen getrieben haben und hier und draußen den Bürger und Bauern ausraubten, so daß ein armer Jud gar nicht mehr weiß, wie er sich noch einen Bissen Brot verdienen soll. Komm' grad her von Franken, von Würzburg und Uffenheim; Gott soll mich strafen, Herr Vansen, wenn ich gesehen hab' ein Stück Geld."

„Weiß wohl, daß die Zeiten schlecht sind und Geld und Wein teuer, und daß die dumme Ehrlichkeit wieder anfängt, sich in der Welt breit zu machen und man sich wieder besinnt, ehe man schlechtes Geld für gutes nimmt. War freilich anders, als Ihr auch nicht genug laufen konntet, den Leuten den letzten guten Sparpfennig abzuschwatzen und ihnen dafür ein elendes Blech hinzuwerfen, als keine Ofenblase und kein Kessel vor Euch mehr sicher waren, so daß man, weiß Gott, nicht mehr wußte, wo man seinen Breyhahn brauen sollte, oder als Ihr Euren Ledersack, ehe Ihr zum Münzmeister kamt, in die Tauber tauchtet, damit er zu den falschen Thalern, die Ihr ohnehin zu den andern gesteckt hattet, auch noch schwerer wog."

„Gottes Wunder, was erzürnt Ihr Euch, Herr Vansen," antwortete der Jude gereizt und ein verschmitztes Lächeln glitt über sein faltiges Gesicht, „als ob nicht die Kipper und Wipper auch Euer Schaden nicht gewesen wären? was sagt Ihr von meinem Sack? sind nicht manche der blanken Thaler und güldnen Dukaten, die ich in ihm mit Gefahr meines Lebens hab'

zusammengeschleppt, durch Eure Hand gegangen, und weiß ich, ob der Münzmeister alle, die ich Euch gebracht, ehrlich und redlich erhalten hat? — Freilich, so ein großer Herr, wie Ihr Euch dazumal aufgespielt habt, kann nicht so lang haushalten, wie so ein armer Jud, der sein sauer Erspartes dann, wann der Dukaten auf einmal nicht mehr zwanzig, sondern nur wieder zwei Gulden gilt, Euch auch noch geben soll, damit es hingeht, wo das Andere auch hingegangen ist."

„Teufelsjude!" fuhr der Schreiber auf, „willst mir den Pfaffen machen und mich vielleicht Beichte sitzen lassen? Ich sag' dir, Geld muß ich haben, und wenn du mir bis morgen früh keines schaffst, so lass' ich dich, wie neulich, ausstäupen und ins Loch werfen, dann kannst du drüber nachdenken, was das Kippen und Wippen dir eingebracht hat." Damit war er vom Tisch aufgestanden und auf den Juden zugetreten. Der aber hatte sich rasch der Thüre zugezogen und sprach demütig: „Der Gott meiner Väter soll mich strafen, wenn ich Euch hab beleidigen wollen, Herr Vansen. Der Schai ist ein armer Jud, aber vielleicht kann er Euch doch noch zu ein paar Batzen verhelfen. Ich hab dem Hauptmann, dem Massoni, ein Roß verhandelt; morgen will er mir's zahlen; Ihr sollt die Hälfte vom Geld haben, aber dafür mir versprechen, daß ich nicht mehr, wie Ihr vorhin gedräut habt, gestäupt und in den Turm geworfen werde, wenn mich wieder einmal die Nacht überrascht, ehe ich das Thor, dieweil doch kein armer Jud über Nacht in der Stadt gelassen wird, hinter mir habe."

„Kann dir gleich heut wieder passieren, es dunkelt schon, mach dich fort, Jud, und morgen früh bringst du das Geld, sonst wird dir der Stadtknecht weisen, daß in Rothenburg keine Kundschaft mehr für dich ist.“

Schai hütete sich, sich noch einen Augenblick länger aufzuhalten, und suchte eilig die Straße und zum nahen Klingenthor hinaus das Freie zu gewinnen. Herr Vansen aber ging in schnellen Schritten das Zimmer auf und ab. Der Jude hatte die Erinnerung an freilich schönere Zeiten in ihm wachgerufen, das heißt an Zeiten, die für Leute, wie der Schreiber einer war, schön und vergnüglich, aber eigentlich für Tausende eine Zeit namenlosen Elends waren, und die auch eine „Chronika der Statt Rothenburg uff der Tauber“, welche vor dem Erzähler dieser Geschichte liegt, geradezu als eine „Teufelszeit“ bezeichnet.

Durch ganz Deutschland*) zog sich damals, drei Jahre nach Beginn des großen Krieges, ein heimlicher Handel, der vom Gesetz hart verpönt und von den städtischen Thorwächtern mit vielem Spürsinn verfolgt wurde, aber dennoch allgemein im Schwang ging: der Handel mit gemünztem Metall und mit eingeschmolzenem Geld. Des guten schweren Reichsgeldes war auf einmal immer weniger und an seiner Stelle neuer, schlechtgeprägter, geringhaltiger Münze immer mehr geworden. Was der Soldat an Beute gewonnen, was der Dieb aus der

---

*) Für die Schilderung des Kipper- und Wipperwesens in Deutschland sind Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ benützt.

Kirche gestohlen hatte, wurde von den Hehlern zu flachen Kuchen oder kegelförmigen Massen verschmolzen, welche in der Kunstsprache „Plantschen" oder „Könige" hießen; was dem Geld durch Beschneiden abgeknippt worden war, das wurde aus den Schmelztiegeln über nasse Besenreiser gegossen und so wieder verwertet. Außerdem aber tauschten unermüdliche Aufkäufer das gut geprägte Geld gegen schlechtes ein; kleine Wechsler, meist wandernde Juden, zogen von Dorf zu Dorf, bis weit über die Grenzen des deutschen Reichs und sammelten, wie jetzt die Lumpensammler, ihre Ware von dem Landmann, dem Kriegsknechte, dem Bauer. Aller Herren Angesicht, alle Wappen und Umschriften, Roß und Mann, Löwe und Bär, Thaler und Heller, die Heiligen von Köln und Trier und die Denkmünzen des Ketzers Luther wurden für die Münzen zusammengekauft, getauscht, gesammelt und auf alle mögliche Weise in Fässern mit Ingwer, Pfeffer, Weinstein oder in Tuchballen und Rauchwerk verpackt oder in Reisewägen mit doppeltem Boden durchgeschmuggelt. Jeder fand seinen Vorteil, der Jude so gut, welcher, wie wir oben gehört, seinen Sack näßte, damit er schwerer wog, oder in die hundert von ihm in Thalern gelieferten Mark eine Mark falsche mischte, wie der Münzmeister, indem er die Wagschale so zu hängen wußte, daß die eine Seite des Balkens kürzer wurde, oder indem er durch Wippen, d. h. Hinaufschnellen und langsames Herunterlassen jener trotz des lothrechten Standes des Züngleins die Waare um einige Lot leichter machte oder gar das Gewicht fälschte.

Dazu kam, daß neben den approbierten Münzen eine ganze Menge unregelmäßiger Prägestellen, sogenannte Heckenmünzen, entstanden, welche nun vollends das Geld schlecht machten. Wo ein verfallener Turm für Schmiede und Blasebalg fest genug schien, wo Holz zum Brennen vollauf und eine Straße war, das gute Geld zur Münze und das schlechte aus ihr hinauszufahren, da nistete sich eine Bande Münzer ein. Kurfürsten und Herren, geistliche Stifte und Städte wetteiferten mit einander, aus Kupfer Geld zu machen. Daß reines Silber und altes gutes Gold immer teurer wurden, daß die Preise für Alles immer höher stiegen, das kümmerte das Volk wenig, so lange nur noch das neue Geld gemacht und genommen wurde. Alles geriet in einen wüsten Taumel. Man konnte ja auf einmal reich werden. Alle Welt legte sich auf den Goldhandel. All der Schwindel, den wir in unserer Zeit in solchen Geschäften erlebt haben und leider noch erleben, läßt sich mit dem damaligen Treiben gar nicht vergleichen. Wer Schulden hatte, eilte sie zu bezahlen; was man Wertvolles im Hause besaß, und wenn's ein alter kupferner Kessel war, eilte man loszuschlagen, man konnte ja Haus und Feld dafür kaufen. Die alten Patenthaler, die Notpfennige wurden aus der Truhe geholt und in neues Geld umgesetzt, man bekam sechs- bis zehnmal so viel dafür. In den Schenken und Wirtshäusern hörte das Jubeln nicht auf. Alle Arbeit ruhte, oder mußte wenigstens ungeheuer teuer bezahlt werden.

Allmählich aber, wenn auch zuerst langsam nur,

kam es anders. Die Einnahmen deckten nicht mehr die Ausgaben. Wer sonst ehrlich gelebt hatte, konnte nicht mehr auskommen. Die Schullehrer auf den Dörfern hungerten, so lange es gehen wollte, dann entliefen sie. Die Dienstboten wurden aufsässig: der Lohn von durchschnittlich 10 Gulden reichte nicht mehr hin, ihre Schuhe zu bezahlen. Die Gläubiger gerieten mit ihren Schuldnern in Streit; sie forderten ihr gutes altes Geld zurück und bekamen schlechtes neues dafür. Endlich wurden die Landsherrn selbst bestürzt: auch sie bekamen die Steuern und Abgaben in dem von ihnen selbst gemünzten leichten Geld bezahlt. Da versuchten sie sich mit neuer Unredlichkeit zu helfen. Sie setzten, wie es in Rothenburg 1622 geschehen, auf einmal den Wert ihres eigenen Geldes herunter und weigerten sich, als Steuer einzunehmen, was sie wenige Jahre zuvor selbst ausgegeben hatten. Jetzt erst merkte das Volk die ganze Gefahr seiner Lage. Ein allgemeiner Sturm gegen das neue Geld brach los. Das „Kippen und Wippen“, wie man jenes betrügerische Gebahren nannte, wurde der Gegenstand des allgemeinen Abscheus. Die Jahre 1621—1623 hießen fortan die Kipper- und Wipperzeit. Nur langsam stellte sich das alte Gleichgewicht wieder her, nachdem aber Hunderte und Tausende in diesem trostlosen Treiben zu Grunde gegangen waren und sich, wie es in jener Chronik heißt, nicht bloß „in dem Kopf gekrazt“, sondern auch „aus Verzweiflung in den Tod gethan hatten.“

Zu einem solchen sündlichen Verzweiflungsschritt

hatte sich nun allerdings Herr Vansen nicht hinreißen lassen, denn er hielt etwas auf sein Leben, allein des „Kopfwehs“ hatte ihm die Kipper- und Wipperzeit mit ihren Folgen doch genug gemacht. Er hatte sie eben auch, wie tausend Andere, wacker ausgebeutet, sich die Leichtigkeit, Geld zu bekommen und in Saus und Braus wieder zu vergeuden, zu Nutze gemacht, und nun war er des guten, leichtfertigen Lebens, an Spiel und Wein gewöhnt, ohne daß bei dem eingetretenen Umschlage der Dinge seine Einnahmen gleichen Schritt mit seinen Ausgaben gehalten hätten. Allerdings trug ihm seine Stelle als Ratsschreiber auch etwas ein, dazu wußte er sich immer noch so einen kleinen Nebenverdienst zu verschaffen, wenn vielleicht einmal ein Bäuerlein aus der Landwehr (so hieß das der Reichsstadt gehörige Gebiet) kam und eine Sache bei dem hohen Rat hatte und nun zuerst seine Zuflucht zu dem vielmögenden Herrn Ratsschreiber nahm, oder wenn er einem Kaufmann, der bei der Sendung seiner Waren zur Frankfurter oder Nürnberger Messe bei den Kriegsläuften um jene Sorge trug, zu einem sicheren Geleite verhalf; aber die Trinkstuben im „Greifen“ und im „Lamm“, der Mummenschanz und die Vogelschießen, wobei nicht fehlen zu dürfen er schon seiner Würde schuldig zu sein glaubte, verzehrten doch weitaus mehr, als Herr Vansen in seinem ledernen Geldtäschlein immer vorrätig hatte. Schon sah es darum in seinem Hause, wie wir gesehen haben, nicht mehr allzuvoll und ordentlich aus, manch Stück Hausrat hatte schon seines Wegs gehen müssen und der Jude Schai mußte immer

wieder Einkehr halten, wenn er auch nicht immer, wie wir oben davon Zeuge waren, sehr bereit sich zeigte, dem Herrn Ratsschreiber gleich zu Diensten zu stehen.

Daß Vansen trotz seines zweifelhaften Charakters seine Stellung noch immer behauptete, kam daher, daß er ein in den Geschäften brauchbarer Mensch war, mancherlei Kenntnisse hatte, vor allem mit der Feder gut fort konnte und solche Leute in jener Zeit immerhin auch einem ehrbaren Rat einer freien Reichsstadt von Nutzen erscheinen konnten. Dazu war er eine von jenen Naturen, die sich überall durchzuschmiegen verstehen und auch da, wo sie in nicht ganz reinen Dingen ihre Hand im Spiel haben, es nie so weit treiben, daß eine förmliche Anschuldigung daraus erwachsen kann. So konnte ihm eigentlich auch, trotzdem daß man, wie auch der Jude angedeutet hatte, mancherlei munkeln mochte, in Bezug auf die Kipper- und Wipperwirtschaft nicht Strafbares nachgewiesen werden: er hatte eben die Gunst der Zeiten benutzt, wie es andere, sogar Landesobrigkeiten selbst, auch gethan hatten. Zudem lagen nun schon mehr als zehn Jahre hinter jener, und da viele sich auch nicht besser wußten, als Vansen, so hatten sie auch mit ihm und seiner Vergangenheit ein leidliches Abkommen getroffen und behielten nur das im Auge, daß er eben der Ratsschreiber und darum ein in der Stadt doch viel geltender Mann war, von dessen Freundschaft mancher schon Vorteil gezogen hatte, den zum Feind aber zu haben man nicht gern versuchen wollte.

Aber all das, wenn er auch daran denken mochte,

wollte heute nicht verfangen, Herrn Vansens Sorgen zu erleichtern. „Es thut nicht anders gut," sagte er zu sich selbst, als er in seinem hastigen Auf= und Abschreiten wieder am Tische angelangt war und den Rest Weins im Humpen behaglich ausschlürfte, „es thut nicht anders gut, wenn ich den Krug da noch weiter so oft füllen will, als ichs gewohnt bin, und vor meinen Gläubigern Ruhe haben soll, muß ich mir eine Frau suchen, und zwar eine reiche, deren Heckpfennige noch nicht in Kupfer und Blech verwandelt sind; daß sie dazu eine hübsche und feine sein muß, versteht sich von selbst, denn ich bin auch ein schöner Mann, dem die Dirnen von jeher nachgelaufen sind."

Mit letzterer Annahme mochte freilich der Rats=schreiber in einer argen Selbsttäuschung befangen sein, denn sein Äußeres hatte, wie wir schon gesehen haben, gerade nicht viel Anziehendes, und auf dem Tanzboden, wie bei sonstigen Gelegenheiten waren ihm die ehrbaren Bürgersmädchen eher aus dem Wege gegangen, als daß sie sich seine Huldigungen hätten gefallen lassen. Aber Vansen war viel zu viel von sich selbst eingenommen, als daß er seinen großen Entschluß, durch eine reiche Heirat seine zerrütteten Verhältnisse wieder herzustellen, kaum daß er ihn ernstlich gefaßt hatte, nicht auch schon im Geiste ausgeführt gesehen hätte. Nur die Wahl that ihm noch wehe. Er ließ zwar, nachdem er sich wieder in seinem Sessel niedergelassen hatte, jetzt schon seine Gedanken gleichsam als Brautwerber in verschiedenen Häusern, in denen er reiche und schöne Töchter wußte,

Einkehr halten, allein zu einer Entscheidung kam er nicht. „Ich werde sie mir alle noch einmal ansehen," endete er seine Selbstbetrachtungen, „am Dienstag ist der Schäferstanz, da stehen ja all die Mädchen gaffend auf dem Markte umher, da will ich Musterung halten, und welche mir am besten gefällt und von der ich weiß, daß sie die Dukaten nicht nur um den Hals hängen, sondern auch daheim in der Truhe liegen hat, um die will ich freien."

Viertes Kapitel.

Vom Schäferstanze und einem unwillkommenen Freier.

Wohl war eigentlich die Zeit, in der unsere Geschichte spielt, der ruhigen Entfaltung gewöhnlichen und herkömmlichen Lebens in der guten Stadt Rothenburg wenig günstig; so manches, was man sonst leichten Sinnes gethan hatte, unterließ man oder verschob es auf bessere Tage. Selbst den heitersten Gemütern fehlte, auch wenn's einen Festtag gab, die rechte Fröhlichkeit, und von großen Hochzeiten und Gastereien, wie solche in der reichen Stadt sonst wohl nicht selten waren, hörte man vollends ganz wenig. Aber Eine Festlichkeit sollte doch auch in diesem Jahre nicht unterbleiben: das war der Schäferstanz, der alljährlich am Dienstage nach St. Bartholomäi Tag zu Rothenburg gehalten wurde. An solchen seit langer

Zeit herkömmlichen, sozusagen gelobten Tagen und Gelegenheiten hielt man unter allen Umständen fest. Und der Schäferstanz war ein alter Brauch. Im Jahre 1348 war's, wo auch in Rothenburg, wie in so vielen deutschen Städten, wieder einmal gegen die armen Juden ungerechterweise gar viele thörichte Beschuldigungen erhoben und sie grausam verfolgt und ausgetrieben wurden. Ein Schäfer sollte damals entdeckt haben, daß die Juden, wie die Chronik sagt, „der Stadt nachtrachteten", und darum hatten die Schäfer seit dem Jahre 1397 die Erlaubnis, daß sie hier „Kirchfahrt und Lusttänze hielten".

Ob freilich an diesem Dienstage nach Bartholomäi des Jahres 1631 ihrer so viele, wie sonst — denn aus drei Meilen im Umkreis sammelten sie sich nach Rothenburg — kommen würden, stand in Frage; aber die Stadt war deswegen doch, wie man es sonst gewohnt war, früh auf den Beinen. In guter Morgenstunde schon lief alles dem Klingenthore zu, innerhalb dessen die alte St. Wolfgangskirche steht, wo sich die Schäfer mit ihren Frauen und Dirnen sammelten, um vorerst nach löblicher Ordnung mit Anhörung einer Predigt zu beginnen. Aber siehe da, wie die Glocken auf dem Kirchlein zu läuten begannen, da zog doch ein ganz ansehnlicher Haufe zu demselben hinein und es zeigte sich, daß doch jener viele die Weite oder die Fährlichkeit des Weges nicht gescheut hatten, um beim Jahrestag nicht zu fehlen. Da waren sie aus der Gegend von Creglingen und von Uffenheim, aus der Nähe von Schillingsfürst und Burg-

bernheim oder wo sonsther gekommen, und als nun der Gottesdienst zu Ende war und die Schäfer sich aufstellten, um ihren Einzug in die Stadt zu halten, da war des fröhlichen Jauchzens der Einziehenden und des Gedränges der sie Begleitenden gerade so viel, als in den früheren Jahren, wo noch keine kaiserlichen Soldaten, wie es diesmal der Fall war, dem ungewohnten Schauspiele zugesehen hatten.

Ein paar Sackpfeifer und Schalmeienbläser schritten dem Zuge voran, dann kamen die Schäfer mit ihren Dirnen je zwei und zwei und hatten um die Hüte bunte flatternde Bänder gewunden, wie auch die Weibsleute gar schön mit allerlei Flitter und Kränzen geschmückt waren. So zogen sie durch die Klingengasse und unter dem Bogen, welcher die St. Jakobskirche mit der uralten Kapelle zum heiligen Blut verbindet, durch, auf den Markt und dort in das Gasthaus zum „Lamm". Dort machten sie Halt und nahmen eine fröhliche Mahlzeit ein.

Während die Schäfer drinnen im Gaden schmausten und zechten, hatte sich außen immer mehr Volks angesammelt; auch solche, die noch nicht bis zur Wolfgangskirche hinaus ihnen entgegengegangen waren, hatten sich nun herzugefunden und suchten sich mit allerlei Gespräch und Kurzweil die Zeit, bis die Schäfer wieder aufbrechen und ihren Zug fortsetzen würden, zu vertreiben.

„Du, Mechthild," rief aus einer Gruppe junger Mädchen, die unweit des Gasthauses beisammen standen, eine schwarzäugige Dirne ihrer Nachbarin zu, „hast du

den Burschen gesehen, der da vorne ging, der dritte in der Reihe? war das ein schmucker Knabe, wie Milch und Blut, und dem flachsgelben Haar, fast so schön wie deines ist.“

„Magst recht haben, Gertraud,“ antwortete die Angeredete, „kannst dich ja freien lassen von ihm; müßtest dich ganz gut ausnehmen, wenn du ihm die Schafe hüten hülfest auf der grünen Wiese und der schwarze zottige Hund dir aufwartete. Oder wäre dir der da ein lieberer Freier, wenn der ein Auge auf dich hätte?“

Damit deutete sie mit dem Finger auf eine hagere, lange Gestalt, die sich den Mädchen näherte. Wer Herrn Vansen an dem Abend, wo wir ihn im Gespräch mit dem Juden Schai belauscht haben, gesehen hätte, würde ihn jetzt kaum wieder erkannt haben. Er hatte offenbar seine besten Kleider hervorgeholt und schritt ganz stattlich einher. Er war ganz nach der neuesten Mode, nämlich der französischen, die seit einigen Jahren in den deutschen Städten die gute, alte, vaterländische Tracht zu verdrängen begann, gekleidet. Das Haar hatte er ziemlich geordnet, auf der einen Seite kurz geschnitten, während es auf der anderen in einem dicken Zopfe auf der Schulter hing; auch an dem kurzen Spitzbart hatte er sichtlich geschniegelt und gebügelt; an den Füßen trug er riesige Sporen, auf dem Kopfe einen großen Schlapphut und über das gerissene Kleid hatte er vor dem Herzen den Degen gesteckt.

„Meint man doch, der Storch, der auf deinem Turme nistet, Mechthild, hätte des Ratsschreibers Kleider

angezogen," sagte Gertraud so laut, daß es der mit diesem schmeichelhaften Vergleiche Beehrte fast hätte hören mögen. Allein er war jedenfalls zu sehr von der Unwiderstehlichkeit seiner Erscheinung überzeugt, als daß er das Kichern der Mädchen auf sich hätte beziehen können. Er bot ihnen einen Gruß, der herablassend und vertraulich zugleich sein sollte. Die Mädchen hörten auf zu lachen und verneigten sich ernsthaft vor dem Herrn Ratsschreiber.

„Ihr erzeigt auch den Schäfern die Ehre, ihrem Gespiel zuzusehen?" fragte Gertraud.

„Wohl geziemt es sich nicht recht für unsereinen, der im Rate unserer Stadt sitzt, solchem Volksauflaufe beizuwohnen," antwortete Herr Vansen mit hochtrabender Miene, „allein die Obrigkeit muß bei solchen Gelegenheiten schon eine Stufe herabsteigen, um selbst Aug' und Ohr offen zu halten, daß nichts gegen ihr Gesetz und Gebot geschieht."

„Wie sich der aufspielt, der Prunkhans," raunte Mechthild der Emmerenz, einer schlanken Dirne, des Brunnenmeisters am Klingenthor Tochter, zu, „er thut, als ob er die Stadt regiere, als ob's keines Bürgermeisters und ehrbaren Rats neben ihm brauche."

„Werd' überhaupt dafür sorgen," fuhr der Schreiber fort, „daß das alte Schäferspiel da in seine Schranken zurückgeführt wird. Meinen die Blaukittel, sie seien heut' Herren von Rothenburg; sitzen da drin im Lamm und leeren die Humpen, als ob sie unsereinem keinen Tropfen mehr lassen wollten. Sollen meinetwegen in der Kirche



(Zu Seite 42.)

angezogen," sagte Gertraud so [illegible] dieſem ſchmeichelhaften Vergleich [illegible] hören mögen. Allein er war [illegible] der Unwiderſtehlichkeit ſeiner Erſcheinung [illegible] daß er das Kichern der Mädchen [illegible] können. Er bot ihnen einen Gruß, [illegible] und vertraulich zugleich ſein ſollte. [illegible] auf zu lachen und verneigten ſich [illegible] Herrn Ratsſchreiber.

„Ihr erzeigt auch den [illegible] Schäferſpiel anzuziehen?" fragte Gertraud.

„Wohl geziemt es ſich [illegible] der im Rate [illegible] beizuwohnen," [illegible] Miene. [illegible] heiten [illegible] Ohr [illegible]

[illegible]

als ob er die Stadt regiere, [illegible] meiſters und ehrbaren Rats neben [illegible]

„Werd' überhaupt dafür ſorgen," [illegible] fort, „daß das alte Schäferſpiel [illegible] zurückgeführt wird. Meinen die [illegible] von Rothenburg; ſitzen [illegible] Lumpen, als ob ſie [illegible] wüßten. Sollen [illegible]



(Zu Seite 42.)

sich was predigen lassen und sich auch im Spital ihre Gans holen, aber das dumme Tanzen da um den Brunnen und gar das Inswasserwerfen, das sollen sie heut' zum letztenmale aufführen!"

„Was seid Ihr so schlecht auf das Tanzen zu sprechen, Herr Ratsschreiber," nahm Mechthild eifrig das Wort, „ist's doch immer gar schön, wenn sich der Reigen um den Brunnen dreht, oder gar erst, wenn sie droben auf unserm Turme so hoch über der Stadt den luftigen Kranz umtanzen. Ich hab' freilich da nie mitthun mögen. Mich hat beim Zuschauen schon der Schwindel gefaßt."

„Dem Herrn Vansen ist's gar nicht Ernst mit seinem bösen Worte," rief jetzt die Emmerenz, „ich hab's ja auf dem letzten Kirmistanze selbst gesehen, wie schön er das Tanzen versteht. Die Schäfersdirnen sind dem Herrn Ratsschreiber nur zu gering und vielleicht auch nicht hübsch genug. Mit dir, Mechthild, würde er vielleicht schon eher, sogar auf deinem Turme, tanzen."

Mechthild wurde über und über rot und hätte der bösen Neckerin gerne ein Schloß vor ihren losen Mund gelegt. Allein dem Schreiber schien der Scherz der Emmerenz und das, was sie doch nur spottweise von dem Kirmistanze gesagt, baß zu gefallen. „Ihr könnt recht haben, Jungfer," sprach er, „um die Bauerndirnen kümmere ich mich nicht, aber wenn ich Euch und Eure schöne Gefreundtinnen nachher zum Reigen aufführen darf, soll mich's nicht gereuen."

Die Mechthild verzog den Mund, als ob sie etwas

recht Spöttisches erwidern wollte, denn war sie erst ärgerlich über der Freundin nach ihrer Meinung unziemliche Scherzrede gewesen, so wollte sie's nun verdrießen, daß der Schreiber sie mit so gar kecken Augen ansah. Sie hatte ihn, wenn er ja einmal, wenn er beim Vater etwas zu bestellen hatte, ihr in den Weg kam, niemals recht ausstehen können, heute aber schien er ihr gar unerträglich; es war ihr, als ob der Mensch etwas gegen sie im Schilde führte, und es reute sie fast, daß sie sich in der frohen Laune, in der sie mit den andern Mädchen zum Feste gekommen war, nur so weit mit ihm eingelassen hatte. Darum zwang sie auch das abweisende Wort, das sie schon auf der Zunge hatte, zurück und wandte, hinter die anderen zurücktretend, ihre ganze Aufmerksamkeit dem Schäferzuge zu, der sich indes wieder in Bewegung gesetzt hatte.

Die Schmausenden hatten ihre Mahlzeit beendet und nun ihren Weg in die Schmiedegasse hinab und die Spitalstraße hinauf zum Hospital zum heiligen Geist genommen. Dort war inzwischen von der Köchin des Spitals eine weiße Gans gar zierlich mit Bändern und Blumen geschmückt worden, die nun die Schäfer zum Geschenk empfingen und mit der sie auf den Markt zurückzogen. Dort hatte sich der Kreis der Zuschauer bedeutend vergrößert, auch etliche der ehrbaren Ratsherren hatten sich in denselben gemischt, und Herr Vansen empfand es schier unangenehm, daß er fürchten mußte, irgend einer seiner „gestrengen Herren" könnte sein Bramarbasiren den Bürgersleuten gegenüber belauschen.

Er war deshalb etwas weniger redselig geworden, trotzdem daß er nicht von der Seite der Mädchen gewichen war.

Diese hatten sich möglichst nahe an den Herterichsbrunnen herzugemacht, der den Mittelpunkt des nun folgenden Schauspiels bilden sollte. Wie noch heute so war dieser Brunnen von jeher eine Zierde der Stadt. Aus vier Röhren strömt sein Wasser in einen dreizehn Fuß tiefen, mit mannigfachen Ornamenten gezierten Steinkasten, in dessen Mitte sich eine gar schöne Säule mit dem Lindwurmtödter St. Georg erhebt.

Jetzt hatten ihn die Schäfer erreicht und einen Ring um ihn gebildet. In die Mitte desselben traten zwei der jüngsten vor: der eine trug die geschmückte Gans, der andere ein langes blankes Messer. Das arme Thier schien zu merken, daß nun seine Rolle bei dem Feste dran käme, denn es hob alsbald jämmerlich zu schnattern an; da aber hatte der mit dem Messer schon dieses erhoben und der unglücklichen Gans so geschickt, wie nur Meister Hämerling einen armen Malificanten vom Tod zum Leben bringen konnte, den Kopf abschlagen. Darauf eilten zwei Dirnen herbei und legten die Enthauptete in eine Schüssel, um sie in das Lamm zu tragen, damit sie dort zum Abendimbiß bereitet würde. Die Sackpfeifer und Schalmeienbläser aber begannen den Tanz aufzuspielen, der nun rings um den Brunnen seinen Anfang nahm. Nur wenige Reihen hatten die Schäfer mit ihren Dirnen aufgeführt, als sich schon manch ein anderes schmuckes Paar unter sie mischte. Es war das

wohl gestattet, daß auch die Umstehenden an dem Tanze teilnahmen, nur war es dann Pflicht und Recht, daß sie sich mit den Schäfern „abfanden“, wie man es nannte, d. h. ihnen etliches zum Besten geben und sich so die Mitbeteiligung erkaufen mußten. Keiner derer, die bisher sich dem Reigen angeschlossen hatten, hatte das auch versäumt und die Schäfer konnten sich schon eines schönen Sümmchens freuen, das noch auf den Abendtrunk im Lamm verwendet werden sollte. Da schaute sich auch Herr Vansen, um sein Wort einzulösen, nach einer Tänzerin um. Mit der Mechthild wollte er den Anfang machen; sie hatte nicht Unrecht gehabt mit der Besorgnis, daß der Schreiber vor allen ihr näher zu kommen suchte. Darum hatte sie sich, als ein günstiger Augenblick gekommen war, wo sie es unbemerkt thun konnte, weggeschlichen, den Freundinnen allein die Ehre des Tanzes mit dem Prahlhans überlassend.

„Ist denn die Jungfer Greysing wie auf einmal weggezaubert?“ fragte dieser die beiden anderen Mädchen, indem er seine Blicke wie suchend über die Straße gleiten ließ. „Wollte gerade mit ihr zum Reihen treten.“

„Muß denn gerade die Mechthild die erste sein, die Ihr der Ehre würdigt, Herr Ratsschreiber?“ sagte Emmerenz schnippisch, „habt Ihr's schon wieder vergessen, daß ich erst vorhin Euer feines Tanzen gelobt? laßt doch uns erst einmal probieren, wie viel besser wir feine Stadtleut' es verstehen als die plumpen Schäfer da.“

Und sich gewaltig reckend, als müsse er das Wort

der losen Emmerenz zur vollen Wahrheit machen, trat nun Vansen auf den Ring zu.

„Aber", fing seine Tänzerin wieder an, „habt Ihr Euch schon mit den Schäfern abgefunden, Herr Schreiber? Ihr wißt doch den Brauch?"

„Sollte mir einfallen," fuhr dieser auf, „denen einen Heller zu reichen; müssen sie sich doch eine Ehre daraus machen, daß einer, der alle Tage am Ratstische sitzt, sich unter sie nur mengen mag. Kommt, Jungfer, da heben sie gerade ein neues Stück an; sie sollen sehen, was unser einer kann."

Aber, wie er mit Emmerenz den Tanzenden nahte, trat ein alter Schäfer, der offenbar die Stelle eines Festordners versah, auf ihn zu und sprach höflich: „Mit Verlaub, Herr, Ihr habt Euch noch nicht mit uns abgefunden. Es ist so Herkommen, daß die nur mit uns tanzen dürfen, die auch eine offene Hand und einen vollen Beutel für uns haben."

„Laßt mich, Geselle", erwiderte Vansen barsch, „Ihr wißt nicht, wer ich bin: ich bin der Schreiber des hohen Rats der Stadt und den kümmern Eure Firlefanzereien nicht viel; ich thu' nach meinem Belieben und nicht nach dem, was Ihr Euer Herkommen nennt."

„Und wenn Ihr Seine Gestrengen, der Herr Bürgermeister selbst wäret," entgegnete der Alte ruhig, „so würden wir auf unser Recht halten, das noch immer hier gewahrt worden ist. Wer nicht zahlt, der tanzt nicht — oder er muß in den Brunnen."

Das Gesicht des Schreibers glühte dunkelrot vor Zorn. Er ergriff Emmerenz bei der Hand und wollte sie, seinen Widerpart zur Seite stoßend, rasch in den Kreis ziehen. Allein die Schäfer vertraten ihm den Weg und schon hatten sich auch aus den umstehenden Bürgersleuten mehrere näher herzugemacht, offenbar in der Absicht, jenen zu ihrem guten Rechte zu verhelfen. Das reizte den Schreiber noch mehr. „Ich will sehen, wer Hand an mich zu legen wagt," schrie er wütend.

Aber schon hatten ihn ein paar kräftige Arme in die Höhe gehoben und trugen ihn den Brunnen zu. Die Zuschauer brachen in ein helles Gelächter aus. Da bemerkte Vansen unter diesen auch den Senator Albrecht stehen. „Könnt Ihr's zugeben, Herr Senator," rief er diesem zu, „daß man so unter Euren Augen die Obrigkeit ungestraft verhöhnt? Befehlt doch den Strolchen, daß sie mich loslassen!"

„Mit Verlaub, Herr Schreiber," antwortete aber der um Hilfe Angegangene, „es ist ein altes Sprichwort: ‚was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz', Ihr hättet wissen sollen, was der Schäfer Brauch und Recht ist; der Obrigkeit aber steht's am wenigsten an, solch Recht zu brechen, und so können wir leider nichts für Euch thun, sondern müssen, so unlieb es uns auch ist, daß der Schreiber unseres Rats sich in solche Ungelegenheiten gebracht hat, zusehen, wie Euch nach Gebühr geschieht."

Ein noch lauteres Zurufen erhob sich nach des Senators Rede und Herr Vansen mußte sich nun wohl

oder übel in sein Schicksal ergeben. Schneller, als er es sich versah, wurde er über den Brunnenrand gehoben und in das kühle Wasser eingetaucht, dann aber wieder säuberlich auf das Trockene gestellt, worauf der alte Schäfer ihn höflich um Verzeihung bat, daß er mit dem gestrengen Herrn Ratsschreiber habe nach altem Recht und Brauch verfahren müssen. Die Emmerenz aber, die noch immer dagestanden war, als warte sie nur ihres Tänzers, sprach spöttisch: „wollt Ihr nun vielleicht beginnen, Herr Schreiber? ich dächte, das Tanzen müßte Euch wohl thun nach dem kühlen Bad.“ Der aber schaute sie ingrimmig an und fuhr auf: „Holt Euch den Junker Satan zum Tanze, wenn Ihr wollt; ich hoff', Ihr alle miteinander sollt noch dieses Schäfertages denken.“ Und damit rückte er sich seinen Schlapphut wieder fest auf den Kopf und ging so trotzig durch die Reihen, als ob er schon seinen Plan gemacht hätte, wie er sich bitter rächen wollte für den ihm nach seiner Meinung angethanen Schimpf.

Die Schäfer aber und die sich zu ihnen gesellt hatten, ließen sich dadurch in ihrer Fröhlichkeit nicht irre machen, sondern waren im Gegenteil nur noch ausgelassener und übermütiger, die einen, weil ihnen wieder einmal die Wahrung des alten Rechtes gelungen war, die andern, weil sie dem anmaßenden Schreiber die erhaltene Lektion von Herzen gönnten. So wurde denn der Tanz bis zum Abend fortgesetzt; die kühnsten Paare stiegen, auch nach altem Brauch, sogar zum Rathausturm hinauf, und heller Jubel drang zu ihnen vom Markt

empor, als sie stark und mutig in der schwindelnden Höhe um den niedrigen Steinkranz herumflogen.

Die Emmerenz war auch mit hinaufgekommen und hatte der Freundin erzählt, welchen Ausgang ihre Begegnung mit dem Schreiber gehabt hatte, was dazu beitrug, daß Mechthild nun erst recht froh war, daß sie sich bei Zeiten entfernt hatte, denn es wäre ihr um eines Andern willen nicht lieb gewesen, wenn bei dem Vorfalle, so unschuldig sie auch dabei war, ihr Name genannt worden wäre.

Als die Nacht einbrach, verlief sich das jüngere fremde Volk aus der Stadt. Die alten wohlhabenden Hirten saßen aber noch lange im Lamm bei der Weinkanne zusammen, wo sich, wie immer, auch viele Bürger und Handwerker einfanden, um mit zuzuhören, was manchmal die Schäfer gar Ergötzliches zu erzählen hatten von dem, wie sie Wind und Wetter zu beobachten verstünden, oder noch besser von den Abenteuern, die sie erlebt, wie sie den grimmen Wehrwolf durch den kräftigen Andreassegen weggescheucht hatten oder zur Nachtzeit von Hexen und Gespenstern gefoppt und geängstigt worden waren, oder was sie sonst gern auftischten, um bei ihrer Zuhörerschaft Verwunderung und Staunen zu erwecken.

Dabei hatte sonst der Schreiber Vansen nie gefehlt. Er liebte es, in des Wirtes ledernem Polsterstuhle hinter dem Ofen bei seinem Becher Wein zu sitzen und dem Schnickschnack zuzuhören, von dem er allerdings nicht viel glaubte, obwohl er vielleicht manchmal dachte, es möchte ihm auch gut thun, wenn er einmal so eine

Anweisung zum Schatzgraben hier erfahren könnte, wie sie vor vielen hundert Jahren an solch einem Schäferabend dem Garkoch und Weinmeister der Stadt, Peter Bloch, zu Teil geworden war, der, wie uns in Musäus' Volksmärchen gar ergötzlich erzählt wird, dadurch ein reicher Mann geworden war. Allein heute kam's ihm nicht in den Sinn, im Lamm noch Einkehr zu halten. Die Lust am Weine sogar war ihm heut Abend vergällt worden. Allein die Gedanken, die ihn zum Schäfertanz geführt hatten, die hatte das kalte Bad im Herterichsbrunnen doch nicht ausgetrieben. Im Gegenteil, jetzt mußte er erst recht suchen, ein reicher Mann zu werden, um sich in der alten Reputation, die er doch etwas erschüttert zu haben glaubte, wieder festzusetzen. Und dazu glaubte er doch nicht vergeblich auf dem Markte Umschau gehalten zu haben. Die Mechthild hatte ihm in die Augen gestochen. War sie ihm auch aus dem Wege gegangen, so hatte sie doch dafür keinen Teil an dem Spott gebabt, mit dem die Emmerenz zuletzt noch seinen Groll vermehrt hatte. Sie war ihm schöner als alle die andern erschienen. Dazu wußte er, daß der alte Türmer ein guter Haushälter war und seiner Tochter auch eine stattliche Mitgift geben konnte, und noch lebte drunten in der Mühle die alte Muhme, deren Erbe auch Mechthild zufallen mußte. Vansen war nicht länger mehr in Zweifel: schon andern Tages wollte er auf den Rathausturm steigen, um so schnell als möglich durch die Brautschaft mit der schmucken Mechthild den üblen Eindruck des Schäfertanzes zu verwischen.

Der ehrenwerte Meister Greysing war nicht wenig erstaunt, als er zur Mittagsstunde, als er sich eben anschickte, auf den Turmkranz hinauszusteigen, um, wie üblich, den Choral in die Stadt hinabzublasen, auf das „Herein", das er auf das Klopfen an seine Thüre gesprochen, den Ratsschreiber in demselben festlichen Aufzuge, in dem wir ihn beim Schäferstanz gesehen, hereintreten sah. „Was führt Euch zu mir, Herr Vansen," fragte er, seine Verwunderung nicht verbergend, „hat der hohe Rat etwas an mich, oder was ist sonst Euer Begehr?"

„Nicht des Rates oder sonst öffentlicher Angelegenheiten willen komme ich, Meister Greysing," antwortete der Eingetretene, „sondern für mich selber stelle ich an Euch ein Begehr und ich denke, es soll Euch eine Ehre sein, daß Ihr mir's erfüllen könnt."

„Warum sollt ich's nicht, wenn es in meinen Kräften steht und sich sonst mit Ehr und Sitte verträgt," erwiderte der Türmer drauf; „sprecht, Herr Vansen, was ist's?"

„Ihr wißt, Meister Türmer, ich lebe nun schon manches Jahr in dieser Stadt und hab's zu hoher Stellung gebracht in ihrem Regiment, thut doch der gestrenge Herr Bürgermeister nichts, ohne mich erst zu befragen. Ich hab ein schönes Haus drunten in der Klingengasse und manch kostbaren Hausrat drin, aber eins hat mir bisher in ihm immer noch gefehlt: eine Hausfrau, mit der ich die Ehren und das Ansehen teilen möchte, die mir die Bürgerschaft entgegenbringt."

Der Türmer hatte fast spöttisch lächelnd der hochtrabenden Rede des Schreibers zugehört. „Und was soll ich bei dem, was Euch bislang gefehlt hat, thun, Herr Schreiber?“ fragte er, „wollt Ihr vielleicht gar mein Schwiegersohn werden?“

„Dacht ich mir's doch gleich,“ erwiderte Vansen erfreut, „daß Ihr mir so entgegenkommen würdet, daß Ihr die Ehre schätzen würdet, daß ich zuerst an Euch und Eure Tochter gedacht. So ist's Euer Wille denn, mir Eure Mechthild zum Weibe zu geben?“

„Und mein sauer Erspartes dazu, damit der lockere Herr Ratsschreiber seine leeren Kasten füllen und seine Schulden bezahlen kann?“ redete nun der Türmer. „Nein, Herr, bildet Euch ferner ein, daß der ehrbare Rat nichts thut, ohne Euch vorher einen Boten in Euer schönes Haus geschickt zu haben, aber sucht Andere, die die Ehre besser zu schätzen wissen, die Ihr mir und meiner Tochter zugedacht: mein Eidam werdet Ihr nun und nimmermehr!“

Das hatte der Schreiber nicht erwartet. Im ersten Augenblick fehlte ihm das Wort zur Widerrede. Der Türmer stand ihm ruhig gegenüber und schaute ihm gelassen ins Gesicht. „Was habt Ihr an mir auszusetzen?“ schrie endlich Vansen erbost; „steht Euer hoffärtiger Sinn so hoch hinaus? soll Euer stolzes Töchterlein wohl gar ein Edelfräulein werden?“

„Was sie werden wird, das steht in Gottes und, so viel an des Vaters Willen gelegen ist, in meiner Hand,“ antwortete Greysing ruhig, „aber sie soll wenigstens

eines ehrlichen Mannes Weib sein, und wenn ich auch weiß, daß es Euch noch wenige Leute gesagt haben, weil sie Euch und Eure Heimtücke fürchten, so sage ich es Euch, denn der alte Greysing scheut sich niemals vor der Wahrheit; — einem, hinter dem her man das „kippediwipp“*) einmal gerufen hat, gebe ich meine Tochter nicht. Wer bei dem Treiben seine Hand im Spiel gehabt, der mag für Andere, die ein weiteres Gewissen haben, taugen, für mich taugt er nicht. Und damit gehabt Euch wohl, Herr Ratsschreiber, ich muß nun da hinaus, meine Gesellen warten auf mich und die in der Stadt könnten sich sonst wundern, was dem alten Türmer einfällt, seinen Choral nicht zu blasen. Um Eurerwillen wenigstens soll er seine Pflicht nicht versäumen.“

Damit machte er die Lucke auf, die auf den Kranz führt und ließ den verblüfften Schreiber allein stehen. Der sah sich in der Stube um, als ob er noch nach jemanden suchen müßte. Wenn nur wenigstens Mechthild gekommen wäre; aber von der war nichts zu sehen. Vansen kam zur Einsicht, daß hier für ihn nichts weiter zu machen war und es am besten sei, seinen Rückzug anzutreten. Gegen den Groll, mit dem er nun die Steinstufen des Rathauses herabstieg, war der, der gestern ihn übermannt hatte, ein leicht zu verwindender gewesen. Der Türmer hatte gewagt, ihm seine Ver-

---

*) Dieser Wachtelruf, in dem man den Namen der Kipper und Wipper zu hören glaubte, war der Spottruf, mit dem das Volk in seiner Erbitterung jene verfolgte.

gangenheit so ins Gesicht zu schleudern, ihn so geradezu abzuweisen. Sollte die Mechthild mit daran schuld sein? sollte ein Anderer ihm zuvorgekommen sein und sich in ihr Herz eingeschlichen oder gar des Vaters Jawort schon erhalten haben? Und gerade jetzt, nachdem er so ungünstigen Bescheid erhalten hatte, erschien ihm das Mädchen um so begehrenswerter. War's erst bloß die Berechnung, die Sucht nach ihrer Mitgift gewesen, was ihn an sie hatte denken lassen, jetzt war's sie selbst auch, die, wenn auch nicht sein Herz, so doch seine Sinne reizte. Böse Gedanken fuhren ihm durch den Sinn, wilder Haß loderte in ihm auf. „Der Alte und die Dirne sollen mir's büßen!" murmelte er zwischen den Zähnen, „hat er es gewagt, mir zu sagen, was Andere nicht zu sagen sich trauten, so will ich gegen ihn wagen, was Andere sich nicht zu wagen trauen." Damit warf er, die Faust grimmig ballend, noch einen wilden Blick zum Turm hinauf und wandte sich, den Markt überschreitend, der Klingengasse und seinem Hause zu.

Fünftes Kapitel.

In einem kühlen Grunde.

Einen unwillkommenen Freier hatte Meister Greysing abgewiesen. Daß er da mit seinem Töchterlein ganz im Einverständnis gehandelt hatte, darüber war er sich klar; ob dieses aber auch dem Vater so freudig zu-

gestimmt hätte, wenn er gegen einen Andern, falls dieser ein werbend Wort gesprochen, auch so unhold verfahren wäre, darüber durfte er wohl im Zweifel sein. Hatte er doch längst bemerkt, was den Junker wohl zu den seltsamen Lehrstunden getrieben hatte; war's ihm doch nicht verborgen geblieben, warum so hin und wieder der vornehme Lehrling eine falsche Saite griff und sein Auge, anstatt auf die Noten, flugs auf das Mädchen sah, das, scheinbar ganz unbekümmert um des Vaters ernste Weisungen in der edlen Musika, an ihrem Spinnrocken am Fenster saß und das dann doch so einen verstohlenen Blick auf jenen hinübersandte oder über dessen rosige Wangen eine noch hellere Röte lief, wenn der Junker mit seiner vollen, klaren Stimme mit dem Vater zu reden anhob. Aber eine Freude über diese Entdeckung hatte er nicht gehabt. Meister Greysing kannte das Leben und seine Anschauungen in den verschiedenen Teilen der bürgerlichen Gesellschaft; er wußte, ohne daß seine Vaterliebe allzu parteiisch geurteilt hätte, welch einen Schatz in seiner Tochter jeder finden würde, dem sie einmal zu eigen werden sollte, allein er wußte auch, wie stolz ein reichsstädtischer Patrizier von seiner Familie dachte, und daß darum der Bürgermeister nimmermehr darein willigen würde, seinen einzigen Sohn der Tochter des Türmers zu vermählen, und wenn die auch, wie es in der That der Fall, die schönste und sittigste Jungfrau der ganzen Stadt war. Darum kümmerte ihn die Liebe, welche er zwischen beiden aufkeimen sah, und seine Schuld sollte es wenigstens nicht sein, daß die heimliche

Flamme, deren Auflodern er zu unterdrücken nicht im Stande gewesen war, noch heller aufschlug.

Den Junker aus dem Hause weisen, die Lehrstunden ihm aufkündigen, konnte er nicht; dazu hatte ihm dieser keinen Anlaß gegeben. Aber das, was Kurt eigentlich gesucht hatte, Mechthild in allen Ehren nahe zu kommen, das erschwerte ihm deren Vater auf alle Weise. Entweder machte er, daß Mechthild, wenn jener da war, in der Küche zu thun hatte, oder wenn sie, wie wir gehört, auch einmal in Gedanken versunken bei den Beiden saß, so sorgte er, daß er des Gespräches Herr blieb und so dem bedrängten Herzen des Liebenden keine Gelegenheit gegeben ward, in einem vertrauensvollen Wort gegen das Mädchen sich zu erleichtern.

Aber wenn ein Menschenherz auf rechten und ehrlichen Liebeswegen geht, dann wird ihm nichts zu schwer, auch das Warten und Harren nicht; und so lernte auch Kurt dieses Stillesein und Hoffen, in dem auch ein verborgenes Glück liegt. Die rechte Stunde mußte doch noch kommen. Und sie schien ihm gekommen, als er einmal die Mechthild zum Vater sagen hörte, daß sie doch einmal wieder die Muhme in der Thalmühle besuchen wolle, bei der sie nun schon ein paar Wochen nicht gewesen sei und die gewiß ob ihres langen Ausbleibens zürnen müsse. „Kannst am Sonntag hinabgehen,“ meinte der Vater. Das merkte sich Junker Kurt. War etwas Auffallendes dabei, wenn er just auch an diesem Sonntage nach Burgstall, des Bürgermeisters Schlößlein, ging, dort nach dem Rechten zu sehen, und

auf dem Heimwege, so ganz zufällig, mit der Jungfrau zusammentraf und ihr ehrbar Heimgeleite anbot? Konnte sie's ihm zur Schuld anrechnen, wenn sich's dann, auch so von ungefähr, fügte, daß er ihr aussprach, was er so lang schon für sie im Herzen trug? —

Manches Jahrhundert noch, als die Stadt über ihm schon ihren ganzen jetzigen gewaltigen Umfang gewonnen hatte, war das heut so grüne und blühende Thal der Tauber wüst und öde gelegen. Lang vor dem Gedächtnis der Menschen hatte sich der Fluß aus einem weiten Seebecken den Durchgang durch die Hochebene gesprengt und so sein jetziges Bett gebrochen. Mit Felsblöcken und Geröll war der Grund überschüttet, und Wasserpflanzen und niedriges Gestrüppe wuchsen inzwischen empor. Aber doch hatte diese Gegend einen wildschönen Reiz, und den übte sie auch auf einen Mann aus, dem bei all seinen hochfliegenden Gedanken und seinem auf das Größte und höchste gerichteten Sinne doch auch der für ein stilles Ruhen und sich Sammeln in friedvoller Natur geblieben war und der deshalb, im Jahre 1386 war's, an den hohen Rat das Begehren stellte, den Thalgrund aufräumen und sich in ihm ein Haus bauen zu dürfen. Vielleicht schüttelten die weisen Ratsherren den Kopf ob des absonderlichen Gesuches, aber nimmer wagten sie, es dem Manne, dem ersten und mächtigsten der Stadt, abzuschlagen; und so begann denn der den Fluß, welcher noch heute, wenn der Schnee in den Bergen schmilzt, oder wenn starke Regengüsse fallen, mit aller Kraft eines Wildwassers einherstürmt, und darum damals ganz

fessellos gehaust haben mag, an den Seiten einzudämmen, die Quellen, welche mit starkem Sprudel aus dem Innern der Berge kommen, zu fassen und das verwirrte Buschwerk, welches die Thalwände bedeckte, weithin auszuroden. Fruchtbäume, Weinreben und blühende Gesträuche traten an dessen Stelle und inmitten der so aus der Wildnis hervorgezauberten anmutigen Anlage, die er sein „Rosenthal" nannte, baute sich der Mann nun ein Haus, das heut noch seinen Namen trägt, ein gar eigentümlich geformtes Gebäude, das Jedem, der von der „alten Burg" in's Tauberthal sieht, sofort in die Augen fällt, und ruhte drin aus, wenn er droben im Rathaus Tage durchkämpft oder Nächte durchwacht hatte für das Wohl oder den Ruhm seiner Stadt, oder sann hier inmitten seiner Blumen und Bäume neuen hochfliegenden, weittragenden Plänen und Entwürfen nach, und ging hierher wohl auch mit seinen letzten Gedanken, als er, der Reichste und Mächtigste, im tiefsten Gefängnis, verfehmt und geächtet von seinem undankbaren Volke, dem Hungertod entgegensiechte.

Das war Heinrich Toppler gewesen, jener hochberühmte Bürgermeister Rothenburgs, dessen der Türmer zu Anfang unserer Erzählung so rühmend gedacht hatte. Drei Jahrhunderte fast waren seitdem nun schon vorüber und das „Topplerschlößchen" war längst nicht mehr das einzige Gebäude im Tauberthal. Längs des ganzen Flusses waren namentlich viele Mühlen entstanden, denen das rasch fließende Wasser reichliche Nahrung gab und aus denen die „Tauberesel" fast Tag aus, Tag ein die

vollen Säcke zur Stadt hinauf trugen. Von diesen Mühlen war auch die Stegmühle eine. Unter der schroff in's Thal abfallenden „Engelsburg" gelegen, erscheint sie heute noch als einer der romantischsten Punkte des Thals. Sie gehörte der Muhme Mechthilds. Ihr Mann, der Müller, war schon seit Jahren heimgegangen, Kinder hatte er ihr nicht hinterlassen und so war des Bruders Tochter das Einzige, was das Herz der alternden Frau ausfüllte. Darum hatte der Türmer auch längst verlangt, die Schwester solle das einsame Haus im Thal verlassen und hinauf in die Stadt ziehen; allein Frau Barbara war des Schaffens und Arbeitens, das sie nun schon so lange ehrlich und redlich getrieben, noch nicht so müde, daß sie schon die Hände in den Schoß hätte legen mögen, und so versah sie ihr Hauswesen noch so rüstig und frohgemut, wie sie es zu ihres Mannes Lebzeit gethan.

Heute aber war's still in der Mühle und im Thal ringsumher. Es war eben Sonntag Nachmittag. Die Knechte waren hinauf zur Stadt gegangen. Frau Barbara war allein zu Haus. Auf der grünen Wiese vor dem Hause lag der volle Glanz des heißen Sommernachmittags. Das weiße Linnen, das sonst dort zur Bleiche ausgebreitet war, war heute auch eingezogen, ein paar Tauben saßen girrend auf den für jenes eingeschlagenen Pflöckchen. Die Fenster der Stube standen offen; die Glocken, die in der Stadt zur Vesper läuteten, klangen voll und vernehmlich herein; hinter der aufgeschlagenen Bibel saß die einsame Frau. Einmal um's

andere sah sie von dem Buche auf und durch's Fenster den Weg hinauf, als ob sie Jemanden grüßen müsse, der nun ganz bestimmt nicht länger mehr ausbleiben könne. Sie wartete auf Mechthild. Heute mußte sie doch endlich einmal wieder kommen, sie war nun schon so lange nicht mehr da gewesen. Aber seufzend schaute sie immer wieder zurück auf ihre Bibel, denn lang blieb alles still wie zuvor; nur die Tauber rauschte leise, die Mühle klapperte und hie und da klang noch ein verlorener Glockenton herunter.

Da aber schlug doch auf einmal der große Hofhund, der bisher auch schlafend im warmen Sonnenschein vor seiner Hütte gelegen hatte, an, um aber sofort gleich freundlich wedelnd an der Eintretenden in die Höhe zu springen und ehe sich die Muhme erheben konnte, stand schon Mechthild vor ihr und bot ihr zum Willkomm die Hand.

„Schau, schau, Kind, wie lange hast du mich auf dich warten lassen," rief Frau Barbara erfreut und streichelte dem schönen Mädchen die vom raschen Gang erhitzte Wange, „hast mich ganz vergessen, oder hast du andere Gedanken gehabt, welche die an die alte Muhme nicht aufkommen ließen?"

„Wie Ihr doch gleich böse sein könnt," erwiderte Mechthild errötend, „der Vater ließ mich eben nicht fort."

„Wird dich aber doch einmal fortlassen müssen, wenn die Freier kommen. Laß nur die Zeiten erst wieder ruhiger werden und das Kriegsvolk sich verlaufen, dann bleiben sie schon nicht aus, und ich werd's erleben

müssen, wie dein Vater auch, daß du einem anderen angehören wirst mit Leib und Seel, wenn du auch bisher dein Herz treulich zwischen uns beiden geteilt hast."

Mechthild schmiegte sich dankbar an die Muhme an. Dann aber blitzte es wie helles Lachen über ihr frisches Gesicht und sie sprach: „Am Ende könntet Ihr doch schon jetzt recht haben, Muhme; wenn nun schon ein Freier da gewesen wäre und meiner begehrt hätte?"

„Und wer wäre das gewesen, Kind?"

„Nun, ratet, Muhme!"

„Vielleicht des Vaters Geselle, der Pfeiffer von Würzburg? wäre immerhin ein schmucker Gespons!"

„Nein, Muhme."

„Oder des Nachbar Zinngießers Sohn, der erst jüngst von Nürnberg heimgekommen und dort sein Handwerk gar gut gelernt haben soll? kämst da auch in ehrbarer Leute Haus."

„Auch der nicht, Muhme; Ihr ratet's doch nicht; ich muß es schon Euch sagen: denkt, der Vansen war's, der Ratsschreiber, der mir die Ehre anthun wollte, mich in sein verfallenes Haus einzuführen und mit des Vaters Thalern seine Schulden abzuzahlen." Frau Barbara schaute betroffen auf.

„O, Ihr hättet ihn sehen sollen," lachte Mechthild, „den Prunkhans, wie er angestiegen kam in seinem französischen Wamms und seine Worte so zierlich zu setzen wußte und doch dabei so stolz und hochfahrend auftrat, daß es eine Freude war, wie ihn der Vater ablaufen

ließ und er dann mit verblüfftem Gesichte abziehen mußte.“

„Habt schon recht gehabt, der Vater und du, daß ihr dem Menschen die Thüre gewiesen habt; was ich von ihm gehört, war auch nie dazu angethan, daß ich einem solchen meines Bruders einziges Kind gegönnt hätte; allein wenn ihr ihn euch dadurch verfeindet hättet? er hat immerhin Einfluß bei den hochmögenden Herren der Stadt, und sein tückisches Gemüt sinnt vielleicht jetzt schon darauf, euch zu schaden und sich an dir und deinem Vater zu rächen.“

„Was sollte der uns thun?“ antwortete das Mädchen ruhig der besorgten Muhme. „Der Vater hat's schon mit mehr Tücke und Hinterlist aufgenommen in seinem Leben und allemal hat's ihm geholfen, daß er gerade und ehrlich durchgegangen ist, und so meint er auch wohl, sollte je der Ränkeschmied etwas gegen uns im Schilde führen, mit dem fertig werden zu können. Und in des Vaters Obhut komme ich mir dann auch so sicher und geborgen vor, daß ich denke, die ganze Welt könnte mir nichts anhaben, und seht, darum hüte ich mich auch, so bald, wie Ihr meint, aus dem sichern Nest herauszugehen und einem vorwitzigen Vögelein gleich in die Welt hinauszufliegen. Freilich — wenn einmal der Rechte kommt —“

Daß der aber schon gekommen war, daß sie wenigstens einen wußte, den sie für den Rechten hielt, davon sagte nun Mechthild der Muhme doch nichts, aber dafür erzählte sie ihr nun, als sie sich neben sie gesetzt hatte,

eine ganze Menge anderer Dinge, gleichsam als ob sie sie wegen des langen Ausbleibens schadlos halten wollte, von dem Schäferstanz und wie dabei der abgewiesene Freier ein so nasses Bad bekommen; von der Hochzeit, die, sobald wieder ein wenig Ruhe im Lande geworden war, der reiche Kaufherr aus Dinkelsbühl mit des Senators Winterbach Tochter halten würde, und dann wieder von den Kriegsläuften und was der Vater erst neulich aus der Trinkstube für neue Zeitung von dem Schwedenkönig Gustav Adolf mitgebracht habe, — und die Muhme konnte sich nicht satt hören an dem Geplauder des lieben Mädchens, noch weniger aber satt sehen an den klaren, blauen Augen und dem sanften, lieben Gesicht, aus dem sie diese so träumerisch, wie eine Erinnerung an die eigene, längst entschwundene Jugendzeit anschauten.

Darüber aber war es spät geworden und die Berge, welche das Thal umziehen, warfen schon längere Schatten durch dasselbe. „Es ist Zeit, daß du heimgehst,“ sagte Frau Barbara, „der Vater könnte sich sorgen; ist mir so fast nicht recht, daß du allein zur Stadt hinaufsteigst und wenn du gar, wie du sagst, durch die Klinge hinauf willst.“

„Gerade der Weg ist mir der liebste,“ antwortete Mechthild, „und just jetzt am Abend, da geht sich's so schön unter den schattigen Hängen, man sieht so weit das Thal auf und ab, und schneller bin ich so auch zu Haus.“

„So spute dich, Kind, grüße den Vater und das nächste Mal bringst du mir ihn mit.“ Damit schob die

Muhme Mechthild sanft zur Thüre hinaus und blieb so lange unter dieser stehen, um der flüchtigen Fußes den Fluß Hinabeilenden nachzusehen, bis ihr die lichte Gestalt in den dichter werdenden Ufergebüschen aus dem Auge entschwunden war.

Mechthild hatte den Eingang der Klinge, wo diese in das Thal mündet, erreicht und begann in der wildschönen Schlucht, die diesen Namen führt, aufwärts zu steigen. Es ist das heute noch ein ziemlich steiler Weg vom Klingenthor zum Tauberthal hinab; die Brunnenröhren, welche das Wasser aus dem Thal bis zur Höhe des Klingenturmes heben und so die Brunnen der Stadt speisen, liegen hier den Berg hinauf; man kann an den heißesten Tagen sich in der schattigen Schlucht labender Kühle erfreuen, und, wie Mechthild gesagt, der Blick, den man da, namentlich die Tauber abwärts, hat, ist einer der lieblichsten um ganz Rothenburg. Das mußte Mechthild heute auch wieder finden, denn trotzdem, daß die Sonne schon hinter dem hohen, ihr freilich nicht bis auf ihre letzten Strahlen Zutritt lassenden Thalrand untergegangen war, beeilte sie sich gar nicht mit dem Aufsteigen, sondern blieb oftmals stehen und schaute in das Thal zurück, das so sonntagsstill unter ihr lag.

Desto mehr schien sich aber ein anderer zu beeilen, der gerade von jenseits der Tauber herüberkam und rasch der Klinge zuschritt. Hatte er das Mädchen bemerkt und galt es ihm, sie einzuholen? Mechthild war so in Gedanken versunken, daß sie die nahenden Schritte nicht hörte und darum erschrocken zusammenfuhr, als

auf einmal der so rasch und so heimlich Herbeigekommene vor ihr stille stand und ihr vertraut und doch ehrerbietig seinen Gruß bot. Wir brauchen dem Leser nicht erst zu sagen, wer es war. Kurt hatte sich in seiner Hoffnung nicht getäuscht, daß seine Heimkehr von Burgstall so „ganz von ungefähr" mit der Mechthilds zusammentreffen könnte. Wie er das der Erschrockenen nun auseinandersetzte, woher er und wie er so auf einmal gekommen, das ist auch nicht nötig zu erzählen, sondern wir wissen nur, daß er zu Mechthild sprach: „So werdet Ihr Euch schon darein ergeben müssen, edle Jungfrau, daß ich Euch meine Begleitung bis zu Eures Vaters Haus anbieten möchte, wenn sie Euch auch unlieb sein sollte; — mich für meinen Teil freilich dünkt, mir wäre noch kein Abend in meinem Leben so hold erschienen, als dieser, der mich Euch hier begegnen ließ."

„Und wißt Ihr's denn, Junker, daß mir's so gar unlieb ist, daß Ihr mir begegnetet?" antwortete Mechthild; „ich glaube am Ende doch, daß ich mich ein wenig gefürchtet hätte, so ganz allein; denn bis wir zur Stadt hinauf kommen, wird man schon Gebet läuten und der Vater wird mich schelten, daß ich so lange bei der Muhme geblieben bin." Und damit begann sie hastiger aufwärts zu steigen. Darum war's aber Kurt gar nicht zu thun. Er hätte sich die Klinge noch dreimal so hoch und lang gewünscht. „Ihr hastet zu sehr, Jungfer Mechthild," hob er an, „fast will Euch das Steigen beschwerlich fallen und Euch den Atem nehmen; haltet hier an dem moosigen Felsblock ein wenig still; es ist da noch ein

gar schöner Blick das Thal hinab, dort der Straße zu, die ich wohl bald hinunterreiten werde, wenn mich der Vater auf Botschaft nach Mergentheim schickt."

„Ihr reitet fort, Junker Kurt!" fuhr Mechthild erschrocken auf, und jetzt war's nicht mehr das rasche Steigen, das ihr den Atem nahm und sie die Hand auf das Herz legen ließ, das sich auf einmal krampfhaft zusammenzog. Der schlaue Junker hatte seine Sache gut angefangen. Ihm wäre es ja noch weniger um den Ausritt zu thun gewesen, von dem er dem Mädchen fälschlich geredet hatte; allein die kleine Unwahrheit glaubte er sich erlauben zu dürfen, weil sie ihm nur eine Probe sein sollte, Mechthilds Herz zu erforschen. Er konnte nun schon weiter fragen.

„Was liegt Euch daran, Jungfer Mechthild," sprach er, „ob ich gen Mergentheim reite, oder später, wie der Vater will, gar nach Italien ziehen muß? ob ein Menschenkind mehr oder weniger in unserm Rothenburg ist, das kümmert Euch doch nicht?"

„Was hab ich Euch gethan, Junker Kurt, daß Ihr so hart zu mir sprecht?" antwortete Mechthild leise, „es ist zwar erst eine kurze Zeit, daß Ihr zu meinem Vater kommt und ich Euch kenne, aber wen ich einmal gesehen und er ist mir als ein braver Christenmensch erschienen, der ist mir nimmermehr gleichgültig. An den denk ich immer gern und wünsch ihm alles Gute. Und ich mein', das hätt' ich auch Euch zu wünschen ein Recht. Denn Ihr seid —"

„Nun, was bin ich?“ fiel Kurt rasch ein, „was bin ich Euch, Mechthild?“

Das Mädchen hielt erschrocken inne. Hatte sie zu viel gesagt, zu viel von dem schon verraten, was in ihrem Herzen von dem Tage an lebte, da sie den Junker zum erstenmal an der Kirche gesehen? Aber das tiefe Rot, das glühender noch als der in Purpur gehüllte Abendhimmel das holde Antlitz färbte, das feuchte Auge, das sich der hervorbrechenden Thränen nicht mehr erwehren konnte, sprach das alles aus, was der Mund verschweigen wollte. Dazu ruhte auf einmal, sie wußten beide nicht, wie es gekommen, ihre Hand in der seinen, und der hielt sie fest und sprach mit herzlich bewegter Stimme zur zitternden Jungfrau: „Mechthild, laßt mich's Euch sagen, was mir, wenn ich's verschweige, das Herz abdrückt: nur um Eurer willen bin ich hierher gekommen, wie ich nur um Eurer willen seitdem auf den Rathausturm gestiegen bin. Seitdem ich Euch gesehen habe, weiß ich, daß ich nicht leben kann ohne Euch. Und könnt Ihr mir auch gut sein, wollt Ihr in Lieb und Treue mein Weib werden?“

„Euer Weib, Junker?“ sprach Mechthild tief aufatmend und nach Worten ringend, „Euer Weib, sagt Ihr? Ihr, des Bürgermeisters Sohn, wollt ein armes Bürgerskind, wie ich bin, freien? Und ob Ihr mich liebt, so ehrlich und treu, wie ich's glaube, daß Ihr's thut, so mag doch Euer gestrenger Vater nimmer zugeben, daß des Türmers Tochter in das stolze Haus in der Herrengasse zieht.“

Das alles hatte sich Kurt, wie wir wissen, selbst schon gesagt, allein aus dem Munde des geliebten Mädchens es zu hören, das kam ihm wie ein Todesurteil über seine Liebe vor. Nein, so konnte es nicht kommen; eine solche Tochter anzunehmen, sollte sich sein Vater weigern? „Glaubt's nicht, Mechthild," sagte er darum, „wohl weiß ich, daß mein Vater ein stolzes Gemüt hat und vielleicht mit mir hoch hinaus will, allein ich weiß auch, daß er mich liebt und daß diese Liebe auch sein Herz dahin erweichen wird, daß er seinen Sohn glücklich sehen will, wenn ich ihm sage, daß ich mein Glück nur in Euch — nur in dir finden kann. Darum frage ich dich noch einmal: willst du mein sein, Mechthild?"

Da hob diese das Haupt rasch und stolz empor und sah Kurt mit einem tiefen, innigen Blicke an, der ihm wie Sonnenschein bis ins innerste Herz drang: „Ihr meint's ehrlich, Junker, das hab ich Euch schon gesagt, und ich will Euch auch kein Hehl machen aus dem, was ich von der ersten Stunde ab, da ich Euch gesehen, für Euch empfunden hab. Ob's zu meinem Glück oder zu meinem Leid geschah, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß mir's eine Seligkeit war bisher, an Euch zu denken, Euch zu sehen, mit Euch zu reden, und daß es mir auch eine Seligkeit wäre, mit Euch zu leben bis zum Ende. Aber nur in Zucht und Ehren kann ich das. So wagt es denn und redet gleich morgen mit Eurem Vater. Nicht früher will ich Euch wieder sehen, ehe Ihr mir des Vaters Jawort oder — was ich freilich

schon weiß, daß es so kommen wird — seine Weigerung kundthut. Bringt Ihr jenes, dann will ich Euch eine gehorsame Magd, ein treues Weib sein mein Leben lang und die Stunde hoch segnen, da Ihr hier um mich geworben. Habt Ihr mir aber das andere zu sagen, so will ich doch auch dieser Stunde gedenken bis zum letzten Augenblick und Euch dankbar sein für die Liebe, mit der Ihr dies arme Herz glücklich machen wolltet, aber denken, daß es auch Gottes Wege sind, die er uns führt, wenn er uns das Liebste versagt. Aber wir zwei müssen dann Abschied nehmen und können uns nicht wieder sehen. Denn anders Euch angehören, wie als Euer christlich Weib, kann ich nimmer, und Euch sehen, ohne Euch angehören zu dürfen, darüber würde dies schwache Herz zerbrechen.“

Damit löste sie ihre Hand leise aus der Kurts und sah ihn still an, als ob sie auf seine Antwort wartete. Der aber wagte nicht, ihr zu widersprechen. „Du hast recht und gut geredet, Mechthild,“ sagte er nun, „ich will thun, wie du verlangst; morgen frühe gehe ich zu meinem Vater und morgen abend soll mir der deine das Ja versiegeln, das ich dir bringe.“ Dann gingen sie ruhig und still mit einander weiter. Was sie droben vor der Stadt und am Turm, als sie von einander Abschied nahmen, noch geredet, weiß ich nicht; jetzt aber war ihnen das Herz zu voll, als daß sie hätten noch viele Worte finden können.

So konnte auch der nichts weiter hören, der sich jetzt, nachdem die beiden ein Stück weit fortgegangen

waren, hinter dem Felsblock, an dem sie gestanden, erhob und mit einem boshaft grimmigen Lächeln ihnen nachsah. „Also der ist's, du Grasaff, der dir und natürlich auch deinem hochmütigen Vater besser gefällt, als der arme Kipper und Wipper. Dem Teufel sei Dank, daß er mich euch hier in den Weg geführt und ich doch so schön erfahren hab, wie es mit euch aussieht. Warte, Hansnarr, dein Vater soll Ja zu dieser Werbung sagen? Schwach genug wäre der Alte, aber ich will ihn hart und fest machen helfen, daß du dir noch die Augen ausweinen sollst, du hoffärtige Dirne, wenn dir dein Liebster doch aus dem Garne geht. Würdest am Ende noch froh sein mit dem heruntergekommenen Schreiber, wenn du dem, nachdem du einmal von ihm hast nichts wissen wollen, noch gut genug wärest. Nun will ich mich aber auch sputen, daß ich in die Stadt zurück komme, sonst sperrt mir der Esel von Thorwächter die Thüre zu, und der braucht's nicht zu merken, daß sich der Ratsschreiber draußen herumgetrieben. Aber morgen in aller Frühe will ich meinen Fund verwerten, so gut ich kann. Des Herrn Bürgermeisters Söhnlein kann sich einstweilen auf die Morgensuppe freuen, die ich ihm bei seinem Vater einbrocken werde."

Damit folgte Vansen den beiden, die er immer noch vor sich hergehen sah, und mit jedem Schritt vorwärts nahm sein Gesicht eine tückischere und boshaftere Fratze an. Er schien sich etwas recht zufriedenstellendes ausgedacht zu haben. Der Anfang war ihm ja schon

so gut gelungen. Schon des Vormittags hatte er sich auf das Spionieren gelegt, ob er heute von den Bewohnern des Rathausturmes etwas erfahren könnte; er hatte Mechthild weggehen sehen und sofort geschlossen, daß sie den Weg zur Mühle genommen hatte; so war er auch zum Thal hinuntergestiegen und hatte sich dort herumgetrieben, bis er der Heimkehrenden von weitem folgte. Schon war er im Begriff, sie einzuholen, als er den Junker des gleichen Weges kommen sah und nun rasch auf einem steilen Seitenpfad aufwärts stieg, um den beiden zuvorzukommen und, sich hinter jenem Felsstück verbergend, sie ungesehen belauschen zu können. Er hatte so mehr erreicht, als er sich hatte tränmen lässen, und als er oben in der Stadt an seinem Hause angekommen war, war seine Stimmung eine so heitere geworden, daß er es für sehr überflüssig hielt, schon in letzteres einzutreten, sondern es für viel besser erachtete, das, was er sich ausgesonnen, bei einem Humpen Wein noch zur bessern, giftigern Reife zu bringen. So lenkte er denn seine Schritte über den Markt in das Gasthaus zum „Greifen", aus dem ihm schon von weitem wüster Lärm entgegenscholl.

Sechstes Kapitel.

Im Gasthaus zum Greifen.

Vansen hatte, als er in das Gasthaus zum Greifen eingetreten war, Mühe, sich im ersten Augenblicke zurecht zu finden. Ein dicker Qualm erfüllte die niedrige Stube, der teils von der trübbrennenden Oellampe, teils von dem Tabaksrauche kam, der in dichten Wolken aufstieg. Denn schon damals war der Brauch des Rauchens allgemein geworden: von den holländischen und englischen Hilfstruppen war er zu Anfang des Krieges zu den deutschen Soldaten gekommen und hatte sich rasch über Stadt und Land verbreitet. Der dicke Wirt zum Greifen hatte vollauf zu thun, die Gäste zu befriedigen; denn kaum hatte er auf einen Tisch einen vollen Humpen hingestellt, so klapperte es an einem andern mit der leeren Kanne, und die um die hölzernen Tische hersaßen, waren zumal alle durstige Kehlen. Meist waren es Soldaten von den beiden altringischen Schwadronen, die in der Stadt im Quartiere lagen, doch auch etliche Bürgersleute hatten sich herzugefunden, denen es gefiel, so hier und da etwas vom Krieg und Kriegshandwerk erzählt zu hören, wozu die Soldaten gerne bereit waren, wenn jene sich herbeiließen, ein paar Kannen Bier oder Wein zum Besten zu geben. Das mußte auch an diesem Abend der Fall gewesen sein, denn die Unterhaltung schien im besten Zuge. Namentlich war es ein alter Pikenier, der das große Wort führte. Es schien ihm wohl zu thun, hier hinter den Bechern noch etwas zu gelten und sich breit

machen zu können, indem damals, wo die Feuerwaffen immer mehr zur Geltung kamen und man angefangen hatte, der Kavallerie das Einhauen und die letzte Entscheidung auf dem Schlachtfelde zuzuweisen, die Pikeniere wegen ihrer Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit immer mehr von ihrem alten Ansehen, wo sie mit ihrem Helm und Brustharnisch, Armschienen und der 18 Fuß langen Pike noch gewaltige Leute gewesen waren, verloren hatten.

„Ihr könnt mir's glauben," schrie der alte Graubart, der Tilli ist fest, so gut wie es der Wallenstein und sein Schwager Terzka ist; höchstens eine Kugel von Erbsilber könnte ihm etwas anhaben. Und bei der Belagerung von Pilsen hab ich's selbst gesehen,*) wie ein Waghals unter den Mannsfeldischen, Hans Fabel genannt, ein Stutzglas Bier nahm und auf den Stadtgraben zu ging und den Belagerten eins brachte. Dem haben sie's mit Kraut und Loth gesegnet, aber er trank sein Bier aus, bedankte sich gegen sie und kam in den Laufgraben und nahm fünf Kugeln aus seinem Koller die alle auf ihn geschossen waren und von denen doch keine ihm was geschadet hatte. Eher von einem Felsen als von einem solchen Bilwizkind**) könnt ihr etwas schießen."

„Ja wohl," fiel dem Sprecher ein Musketier, der ihm gegenüber saß, ein, vielleicht um auch hier zu zeigen,

*) Aus: „wahrhaffter Bericht von der Belagerung und mit gestürmter Hand Eroberung der Stadt Pilsen in Behem, 1619."

**) Bilwizkind so viel als Teufelskind; Bilwiz ist ein alter Name für Zauberer oder Kobold.

daß die Pikeniere und Musketiere gar nicht absonderlich gut zusammen standen und immer Gelegenheit suchten, sich an einander zu reiben, „ich hab auch einmal zugeschaut,*) wie ein kleiner Junge von 14 oder 15 Jahren ist auf den Arm geschossen worden, als er die Trommel geschlagen, dem ist die Kugel vom Arm auf die Brust abgesprungen und doch nicht eingedrungen. Aber es nimmt ein böses Alter bei denen, die es gebrauchen; ich hab' ihrer viele gesehen, die mit solcher Zauberkunst umgegangen, sind aber schrecklich um ihr Leben gekommen, denn eine Gaukelei kämpft wieder die andere. Ihre teuflischen Zauberbrote sind expreß gegen das erste und andere Gebot Gottes. Fleißig gebebet und sich auf Gott verlassen, das giebt andere Mittel. Wenn einer vor dem Feind ist und nicht bleibt, so ist's Gottes Wille. Wird er getroffen, so führen ihn die Engel in den Himmel, die Bezauberten aber holt der schwarze Kasper."

„Ihr sprecht ja fast wie ein Pfaff, Musketier," sagte Vansen, dem die Soldaten bei seinem Eintritt an ihrem Tisch willig Platz gemacht hatten. „Ich glaub' zwar auch nicht an all das Teufelszeug, allein ich möchte doch einmal so etwas Sichtbares von euerer Passauer Kunst sehen."

„Damit möchte ich Euch schon dienen, Herr Ratsschreiber," antwortete ein alter Wachtmeister, ein langer hagerer Mann mit spitzem, grauen Knebelbart, der in-

*) Wahrhaftiger Bericht ꝛc. a. a. O.

zwischen zu den Sprechenden getreten war, die sofort vor ihrem Vorgesetzten respektvoll schwiegen, „da habt Ihr so einen Passauer Zettel,“ und damit zog er aus seinem Koller ein Stück Pergament, auf dem allerhand seltsame Zeichen, Drudenfüße, Zirkel, Kreuze, Buchstaben in fremder Sprache u. s. w. geschrieben waren.

„Könnt Ihr's lesen, Herr Schreiber? es ist mit Fledermausblut geschrieben.“

„Teufel, hilf mir; Leib und Seele geb ich dir!“ las Vansen.

„Das bannt den Schuß und thut das Rohr des Feindes zu, wenn es unter den linken Arm gebunden wird,“ sagte der Wachtmeister, „halb's selbst gebraucht, obwohl ich nicht sicher weiß, was mir durchgeholfen hat in so mancher Schlacht, in der ich mit dabei gewesen, der Drudenfuß da oder am Ende doch mein eigener Arm, mit dem ich tapfer dreingeschlagen und manchem den Garaus gemacht habe.“

„Glaub's auch, daß Ihr da besserer Meinung seid, als wenn Ihr auf den Teufelsspuk da was gebt,“ replizierte der Schreiber, „Ihr schaut mir allerdings danach aus, als ob Ihr das Kriegshandwerk nicht von solchen Dingen abhängig machet, sondern gern auf eigenen Füßen stündet.“

„Das muß ein Soldat auch thun,“ fuhr jener fort, indem er neben dem Schreiber Platz nahm, „ich kann davon reden und weiß, was für verschiedene Menschen es auch unter dem Soldatenvolk gibt. Ein

jeder*) Obrist, Rittmeister oder Hauptmann weiß wohl, daß ihm keine Doktoren, Magister oder sonst gottesfürchtige Leute zulaufen, sondern ein Haufen böser Buben aus allerlei Nationen, und seltsames Volk, das Weib und Kind, Nahrung und alles verläßt und dem Kriege folgt; alles, was Vater und Mutter nicht folgen will, muß allda dem Kalbfell, so über die Trommel gespannt ist, folgen, bis man sie in eine Feldschlacht oder Stürmen bringt, wo etliche Tausende auf der Wahlstatt liegen, erschossen oder erstochen; denn eines Landknechts Leben hängt an einem Haar und seine Seele sitzt auf dem Hut oder Aermel.**) Zudem wächst allezeit bei Kriegshändeln dreierlei Kraut: das ist scharfes Regiment, funfzig verbotene Artikel und strenges Urteil, schleuniges Recht, das bringt manchen Mann um seinen besten Hals."

„Es ist nicht damit gethan, laßt Euch sagen, daß ein Kriegsmann stark, gerade, mannhaft, tyrannisch, blutgierig, gleich einem grimmen Löwen thut und sich für einen Eisenfresser ausgibt, als wolle er den Teufel allein fangen und verzehren, daß seine Mitgesellen nichts davon bekommen. Solche Hahnenreißer bringen sich mutwillig um ihren dummen Verstand, um ihr Leben und andere

*) Das folgende dem Sprecher in den Mund Gelegte ist wörtlich dem sehr seltenen Büchlein des Adam Junghanns von der Olnitz „Kriegsordnung zu Wasser und Landt" entlehnt. Vgl. Freytag a. a. O.

**) Am Hut oder Ärmel wurde vor der Schlacht das Feldzeichen der gemeinen Soldaten, grüner Busch oder Binde u. dgl. befestigt.

gute Gesellen dazu. Ein anderer ist ein Schnarcher und Pocher, der da scharrt wie ein ungestümer Gaul auf der Streu, und wenn es an ein Fechten geht und Kugeln um den Kopf pfeifen, dann ist er ein Märtyrer und armer Sünder, läßt wohl auch seine eigene Wehr aus der Hand fallen. Wenn sie vor dem Zapfen sitzen oder in Markedentershütten oder Wirtshäusern, da haben sie viel gesehen und wollen nichts thun als balgen, da ärgert sie eine Fliege an der Wand, die hat keinen Frieden vor ihnen, dann wollen sie mit ihren großen Flüchen den Feind schlagen. Solche Bärenstecher werden am meisten angetroffen; selten findet man einen, der nicht lahme Arme oder einen Wachtelstrich über einen Backen hat, und ist doch sein Lebtag nie recht vor den Feind gekommen. Vor solchen Gesellen mag sich ein Hauptmann wohl hüten, denn sie sind gemeiniglich Aufrührer und Meuterer. Ein verständiger Kriegsmann meidet Hadern und Balgen, wo er darf, damit er seine Haut ganz unversehrt vor den Feind bringt. Wird man vom Feind geschädigt, das ist eine Ehre. Wer aber mutwillig um seine Gesundheit kommt, der muß Hohn und Spott hören und ist keinem Heer etwas nütze. Ein solcher Gast muß sein Lebtag ein Eier- und Käsebettler sein und bleiben, er läuft das Land auf und nieder, bettelt das Brot, verkauft es wieder, muß sich ernähren wie ein Wolf, und wenn der Bäuerin Ratten und Mäuse in der Milch ertrunken sind, erhält er die Käse, muß der Bauern unnütze Worte auflesen und mit anderen armen Bettlern Innung halten bis an sein Ende. Ferner sind auch

viele, die wollen Kriegsleute sein, Muttersöhne und Milchmäuler, wie die jungen Kälber, die von keinem Leiden wissen, sie kommen aus einer guten Küche her, haben hinter dem Ofen gesessen und Äpfel gebraten und in warmen Betten gelegen. Wenn sie dann in fremdes Land geführt werden und ihnen allerlei seltsame Ordnung mit Speise und Trank und anderen Dingen vorkommt, da sind sie wie weiche Eier, die durch die Finger fließen, oder wie Papier, wenn's im Wasser liegt. Und so geht's nicht allein Landsknechten zu Fuß, sondern denen vom Adel auch. Fährt man sie dann zu Feld in wüste Länder, wo alles verzehrt und verheert ist, und sie Brotsack und Trinkflasche nicht stets um Halse hängen haben, so wollen sie verschmachten, verhungern und verdursten, dann essen und trinken sie ungewöhnliche Dinge, wovon allerlei Krankheit folgt. Solches Gesindlein bleibe zu Haus, warte des Ackerbaus oder sitze im Kramladen bei den Pfeffersäcken und behelfe sich, wie Vater und Mutter gelebt haben, so wird man in keinem Kriege erschlagen. Deun man sagt, und es ist auch wahr, Kriegsleute müssen harte und feste Leute sein, Stahl und Eisen gleich, und gleich den wilden Tieren, die mancherlei Speise essen. Wie auch die Scherzrede geht: ein Soldat muß Spitzen von Radnägeln verdauen können, ihnen muß nicht grauen, wenn sie Hunde- oder Katzenfleisch essen müssen, da es die Not erfordert. Denn Hunger lehrt essen, wenn man drei Wochen kein Brot gesehen hat. Das Getränk hat man umsonst: wenn man kein Bachwasser bekommen kann, zecht man mit den Gänsen aus dem Pfuhl oder

der Lehmpfütze. Und schlafen muß man unter einem Baum oder im Felde, da ist Raum genug, den Erdboden unterzulegen und den Himmel überzudecken, dort muß oft unser Schlafkämmerlein sein und von solchem Bett sind mir noch keine Federn in den Haaren hängen geblieben. Daher kommt auch der alte Streit der Hühner und Gänse mit den Soldaten, weil jene stets in Federn schlafen und diese müssen im Stroh liegen. Und noch ein ander Tier ist unsereinem zuwider, das sind die Katzen. Weil die Kriegsleute selbst gut mausen können, darum sind sie den Katzen feind und den Hunden günstig.

„Seht, Herr Schreiber, ein Kriegsmann muß Essen und Trinken haben wie ein anderer, oder mehr noch als ein anderer Mensch, bezahle es der Küster oder der Pfaff; denn er hat weder Haus noch Hof, weder Kühe noch Kälber, und keinem trägt man die Kost zu. Darum muß er sich's holen, wo es ist, und ohne Geld kaufen, ob die Bauern süß oder sauer sehen. Was kümmert's uns, ob's ein wenig drunter und drüber geht? Unser Sprüchlein ist: „wie wir leben, so halten wir Haus, morgen ziehen wir wieder zum Land hinaus; drum, Herr Wirt, seid getrost, ihr habt ein wenig Gäste, ihr wärt sie gern los, drum tragt frei auf das Beste und schreibt's in den Rauch. Verbrennt das Haus, verbrennt die Kreide auch. Das ist des Landknechts Brauch: Rechnen und reiten und zahlen, wenn wir wiederkehren."

„Ich mein', es gefällt Euch baß, was ich Euch da von der Herrlichkeit des Soldatenlebens erzähle," unterbrach sich der Sprecher, „ich denk' aber auch, das paßt

sich auch für Euch besser, Herr Schreiber, als das Stubenhocken und Federfuchsen. Da könnten gute Zeiten für Euch kommen und Ihr könntet einen Mann machen, der die ganze Stadt Rothenburg auslachen müßte. Laßt die Pfeffersäcke und die hochmütigen Stadtherren! kommt mit uns, es kann Euch nicht fehlen; Ihr seid bald so weit, als unser Hauptmann Massoni ist; der hat auch von unten auf angefangen und ist nun ein reicher Mann. Das könnt Ihr auch haben."

Vansen antwortete nichts, aber er that einen tiefen Zug aus seinem Becher und schaute den Wachtmeister an, als wollte er ihn auffordern, noch weiter zu erzählen. Der nahm es auch so, denn er fuhr fort:

„Das ist auch ein ander Leben draußen im Lager, als hier in der rußigen Stadt; ich wollt', ich hätte das Nest schon im Rücken und wär' wieder draußen. Geht manchmal wie ich schon vorhin Euch gesagt, freilich etwas knapp zu und Schmalhans ist Küchenmeister; allein wenn dann wieder eine große Viktoria gewonnen ist oder man eine reiche Stadt erobert hat, dann hat man auch vollauf, dann könnt Ihr manch teure lederne Scharlachhosen mit goldenen Gallonnen, bunte Röcke und Maulesel für Eure Dirne kaufen, so viel Ihr wollt, da hab' ich schon Stallknechte in Sammt und Seide reiten und Kroaten ganze Platten, von Gold und Silber geschlagen, vor der Brust tragen sehen. Und wer nichts hat, der kann immer noch etwas gewinnen, denn da sind die Schelmbeine*)

*) „Schelmbeine" hießen in der Soldatensprache des

auch noch da, und wenn einmal der Scholderer seinen Mantel ausgebreitet und Tisch und Würfel darauf gesetzt hat, dann kommt's nur auf das Glück an und die Dublonen fliegen nur so in die leere Tasche. Wollt Ihr's, da wir doch noch im Lager sind, nicht hier einmal wieder probieren, Herr Schreiber?" und damit zog Graubart schon die Würfel hervor und ließ sie, wie zur Probe, „aus der bayerischen Höhe", wie man diese Spielweise nannte, auf den Tisch fallen.

Es war nicht das erste Mal, daß Vansen am Spiele der Soldaten teilnahm, heut aber kam es ihm doppelt erwünscht; seine Phantasie war durch all das, was er heut schon erlebt, und nun noch mehr durch die Erzählung des alten Landsknechts und den immer reichlicher genossenen Wein erhitzt. Vielleicht war das Glück ihm hold und er konnte von den Reichtümern, von denen ihm der Wachtmeister vorgeschwindelt hatte, etwas nach Hause tragen. Und wirklich schien er auf dem Weg dazu zu sein, denn schon hatte sich ein Häuflein Goldes vor ihm aufgesammelt; bald kamen noch mehr Spieler von den anderen Tischen, durch den wohlbekannten Klang der Schelmbeine angelockt, zu den ersten; dazu wurden die Becher immer rascher geleert, und nun fing auch noch ein Häuflein jüngeren Kriegsvolks mit rauher Stimme zu singen an. Es war ein damals allgemein beliebtes Soldatenlied, dessen erste Verse also lauteten:

---

dreißigjährigen Krieges die Würfel. Der „Scholderer" war der Vorstand der einzelnen Spielgesellschaften im Lager, dem Mantel, Tisch und Würfel gehörten.

Vorhanden ist einmal die Zeit,
Das mancher kühner Held
Mit seiner Wehr zu Felde leyd
Wie ich berichtet bin,
Zu Fuß und auch zu Pferd,
Wie man jhn nur begehrt,
Gantz wunder,
Besonder,
Die beste Reuterey,
Eine gantze werte Ritterschafft,
Fußvolk ist auch dabey.

Wenn man liegt auff dem Musterplatz,
Und ist im Anzuge fein,
So laufft daher mein Edler Schatz
Und herztiges Schätzelein,
Wenn siehe dich wider ich,
Sage mir es, frage ich dich,
Sie weinet
Und greinet,
Bot mir jhr schneeweise Hand,
Darneben jhr rotes Mündelein
In Kummer und Elend.

Gott segne dich hinwiderumb
Du Edler Schatz glaube mir,
Habe dir den Kuß und bleibe nur fromm,
Ich komm wider zu dir,
Ja mit gelegner Zeit
Bringe ich euch gute Beut,
Mit Gotte
Ich wollte
Daß ich sollt bei dir seyn,
Zubringen meine jungen Tage,
Aber es kan nicht sein.

Dem alten Wachtmeister war der immer mehr sich steigernde Lärm der Spielenden, Singenden und Trinkenden nicht unerwünscht; er konnte sich, wie er glaubte, unvermerkt in den Hintergrund des Zimmers schleichen, wo schon lange Einer seiner zu warten schien.

Es war das ein absonderlich aussehender Geselle. Ein dunkelfarbiges Wams umhüllte eine hagere Gestalt, deren Blick etwas Unheimliches hatte, indem ihm nur Ein Auge zu Gebote stand, weil das andere durch irgend einen Zufall zu Verlust gegangen war. Der Mann gehörte dem Anschein nach dem Landvolk an, den das Elend, welches jenes, bisher so wohlhabend, durch den Krieg erfahren hatte, ziemlich mitgenommen haben mußte. Denn sichtlich that ihm der Becher Wein, den ihm eben der Wirt auf Geheiß des Wachtmeisters hingestellt hatte, besonders wohl. Bald war er mit dem alten Soldaten in ein möglichst leise geführtes angelegentliches Gespräch verwickelt. Es mußte eine wichtige Mär' sein, die er dem Wachtmeister zu vermelden gehabt, denn als dieser wieder zu den Spielenden zurücktrat, schien er ernster geworden und nicht mehr zu so vielem Reden, wie vorhin, aufgelegt zu sein.

„Ihr habt Glück, Herr Schreiber," raunte er diesem leise zu, „das Häuflein da ist sichtlich größer geworden; aber ich bleib' dabei, was ich Euch vorhin gesagt, Ihr könntet noch ein besseres und größeres Glück machen; vielleicht kann Euch bald Gelegenheit dazu werden. Es soll Euch nur im Geheimen vertraut sein. Ich hab' gerade gewisse Zeitung bekommen, daß die

Schweden näher ziehen. Wie stark sie sind, weiß ich nicht; allein einen Handstreich gegen die Stadt und uns können sie immer vorhaben. Das Kriegsglück wechselt, wie das mit den Würfeln da. Kann sein, daß wir, denn wir sind ja nur ein Häuflein, vor den Schweden weichen müssen, kann aber auch sein, daß wir später einmal wieder nach Rothenburg herein möchten, da wär's dann doch gut, wenn wir gute Freunde hier wüßten, und ich glaub', Herr Schreiber, Ihr würdet einer von denen sein und mein Hauptmann könnte auf Euch zählen."

Herr Vansen hielt's doch nicht für geraten, sich hier vor so vielen Zeugen auf die verfängliche Rede des Wachtmeisters näher einzulassen, allein ein leises Nicken mit dem Kopfe ließ jenen merken, daß er doch so ziemlich verstanden worden war. Wenigstens gingen dem Schreiber, als er spät in der Nacht endlich den letzten Zug aus seinem Humpen gethan und wirklich eine merkliche Summe Geldes den Soldaten abgewonnen hatte und sich zum Heimweg schickte, allerlei Gedanken im Kopfe herum, und daran war nicht nur der Wein schuld, daß diese immer fieberhafter wurden und sein Blut in raschere Wallung brachten.

Siebentes Kapitel.

Vater und Sohn.

Die einst lebendigste Straße der Stadt Rothenburg, die „Herrengasse", ist heutzutage fast die allerstillste geworden, fast so stille wieder, als um das Jahr 1280 herum, wo man dort nur noch eine grüne Wiese mit einer frischen Quelle sah, auf der später wandernde Minoritenmönche, denen der Ort gar wohl gefiel, dem heiligen Franziskus zu Ehren ein Kirchlein und Kloster bauten. Zur Zeit unserer Geschichte aber machte jene Straße ihrem Namen alle Ehre, denn die Häuser fast aller vornehmen und ratsfähigen Familien waren in ihr zu finden und gaben ihr ein stattliches und reiches Ansehen.

Schon im Äußern unterschied sich gleich auf den ersten Blick ein Herrenhaus der damaligen Zeit von dem Wohnhaus eines gewerbtreibenden Bürgers. An und für sich schon war es größer und dann war sein Giebel mehr in die Höhe geführt und ein oder mehrere Wappen schmückten die Außenseite; aber von ganz anderm Ansehen besonders war seine innere Einrichtung. Von der Hausthüre trat man in einen großen freien Hausplatz, der den ganzen innern Hausraum bis auf ein kleines Stübchen einnahm. Vormals nämlich waren die besonders wohlhabenden Bürger berechtigt, den Wein, den sie in ihren eigenen Rebengärten erzeugten, oder auch von der Ferne herbeigeführt hatten, in ihren Häusern auszuschenken, und wie noch die großen Wallfahrten zu

„unserer lieben Frau von Kobelzell“ oder zum „heiligen Blut“ nach Rothenburg gingen, war auch der Weinverbrauch beträchtlich und manch gut Geschäft mag da gemacht worden sein. Da zechte nun das gemeine Volk in dem freien Hausraum, während die ehrsamen „Herren“ im Nebenstübchen beisammen saßen. Auf gleiche Weise befanden sich in den echten Herrenhäusern große Keller und weitläufige Getreideböden, da dem ratsfähigen Mann nur der Handel mit Naturprodukten, nicht aber, wie in Nürnberg, der Warenhandel erlaubt war. Auf einer großen, schneckenförmigen Stiege stieg man dann zu den obern Räumen auf, die auch wieder meistens große, weite Vorplätze aufwiesen, neben welchen die eigentlichen Wohngemächer fast etwas zu beschränkt waren. Besonders geräumig aber und vor allen Zimmern mit besonderm Fleiße ausgeschmückt, war der Festsaal, in dem die Familien ihre großen Feierlichkeiten begingen und von denen mancher heut noch in unversehrter mittelalterlicher Pracht das Auge des fremden Besuchers auf sich zieht.

In dieser Herrengasse stand denn auch das Haus des Bürgermeisters Johann Bezold, eines der ansehnlichsten und schönsten der ganzen Stadt. Es war noch ziemlich still in ihm, denn die Sonne war noch nicht lange erst aufgegangen und hatte ersichtlich noch nicht alle Bewohner des Hauses aufgeweckt. Nur Herr Bezold selber, der gestrenge Bürgermeister, war schon auf und schritt in seinem Hausrock nachdenklich in seinem Zimmer auf und ab. Die Sorgen um die Stadt, die seinem Regimente anvertraut war, hatten ihn auch diese Nacht,

wie so manche schon, nicht schlafen lassen. Auch er wußte, daß die Schweden sich mehr und mehr näherten, daß höchst wahrscheinlich Franken der Schauplatz eines heftigen Zusammenstoßes zwischen ihnen und den Kaiserlichen werden würde. Noch hatte man keine Kunde, ob und mit welcher Folge ein solcher vielleicht schon in Sachsen erfolgt sei, aber jedenfalls galt es, auf der Hut zu sein und in jeder Hinsicht das Interesse der Stadt zu wahren. Seinem Gefühle nach, und das war auch die Ansicht der Mehrheit des Rats, schien dem Bürgermeister dieses am besten in dem unverhohlenen Wiederanschluß an die evangelische Sache und an den, der auf einmal so verheißungsvoll als deren mächtiger Schirmherr aufgetreten war, an den Schwedenkönig, gesichert zu sein. Aber wie das ins Werk setzen, wo noch die kaiserliche Besatzung in der Stadt war, das war's, was den Bürgermeister beschäftigte. Sollte er eine Botschaft an den König senden und ihm die Bereitwilligkeit der Stadt, sich an ihn anzuschließen, erklären lassen? Konnte er aber eine solche, da sie bei den unruhigen Zeiten, wo das Land voll streifender Heerhaufen war, doch nicht ohne reisiges Geleite sein konnte, vor den kaiserlichen Hauptleuten geheim halten? Über all das wollte er den Rat befragen und diesen sofort zur Mittagsstunde zu einer außerordentlichen Sitzung bescheiden lassen.

Wie gerufen kam ihm darum sein Ratsschreiber, der mit tiefen Verbeugungen ins Zimmer trat. Kaum aber hatte der Bürgermeister angefangen, diesem die nötigen Befehle für die Ladung des Rats zu geben, als

sich die Thüre zum zweitenmale öffnete und Kurt seinem Vater guten Morgen bot. Der Schreiber verneigte sich auch vor ihm scheinbar ehrerbietig, aber ein hämischer, boshafter Blick fiel aus seinem stechenden Auge auf den Junker.

Kurt schien ihn nicht zu bemerken. „Du bist in Geschäften, Vater?" sprach er, „da will ich mit meinem Anliegen warten."

„Es wäre aber die Frage, Eure Gestrengen," mischte sich zum Erstaunen von Vater und Sohn Vansen in die Rede, „ob nicht des Herrn Junkers Sache wichtiger ist als die, welche Ihr mir eben aufgetragen, so daß wir's wohl anstehen lassen könnten, von letzterer noch zu reden."

„Welche Angelegenheit könnte wichtiger sein, als was der Stadt nutz und fromm ist?" fragte verwundert der Bürgermeister.

„Die Eures eigenen Hauses möchten allen andern wohl vorgehen," antwortete der Schreiber, „und ich habe Ursache, anzunehmen, daß wohl in einer solchen der Junker ein Begehr an Euch stellen möchte."

„Was geht's Euch an, Herr Schreiber," fuhr Kurt auf, „was ich mit meinem Vater zu reden habe? Hat man Euch zum Vormund über mich bestellt?"

„Das nicht, Herr Junker," erwiderte Vansen frech, „allein ich weiß doch nicht, ob es Euerm Herrn Vater so gar unlieb ist, wenn ein treuer und wachsamer Diener, wie ich bin, nachzählt, wie oft der Herr Junker auf den

Rathausturm hinaufsteigt, und das wohl doch nicht bloß um der schönen Aussicht willen."

Kurt's Gesicht erglühte dunkelrot und nur die Gegenwart seines Vaters hielt ihn ab, daß er den unverschämten Schwätzer nicht gleich zu Boden schlug. Ehe er aber antworten konnte, stand ihm schon jener gegenüber und fragte ihn fest und ernst: „was soll's mit dem Rathausturm? was will der Schreiber?"

„Vater, hör mich," sagte Kurt wieder ruhiger. „Dir alles zu sagen, bin ich gekommen. Aber diesen Schleicher und Heuchler laß nicht zwischen dich und mich treten. Heiß ihn gehen, und wenn du mich gehört, dann gieb mir, wie du der gerechte Richter bist für den Höchsten wie den Niedrigsten in dieser Stadt, auch mein Recht gegen diesen tückischen Gesellen, dem's nur darum zu thun ist, Unkraut zwischen Vater und Sohn zu säen und von dem ich dir wohl sagen werde, was ihn dazu treibt."

Der Schreiber sah bei diesen Worten Kurt feindselig an. Sollte dieser wissen, was mit ihm selbst auf dem Rathausturm vorgegangen war und zog sich am Ende die Schlinge, die er Kurt zu legen gedachte, über ihm zusammen?

„Geht, Vansen," sagte ernst der Bürgermeister, „mein Sohn hat Recht; zwischen Vater und Sohn hat kein Dritter sich zu stellen, ohne daß man es ihm heißt. Was die Ladung des Rats betrifft, sollt Ihr nachher von mir weiter hören."

Der Schreiber sah, daß er den Rückzug ergreifen

müsse. Es war ihm vor der Hand genug, den Stein ins Rollen gebracht zu haben; vielleicht schlug dieser doch den Liebestraum des verhaßten Junkers auf einmal nieder, oder, wenn ja das Herz des Vaters sich günstig für den Sohn entscheiden sollte, so ließ sich immer noch zusehen, wie man eine neue Falle legen konnte.

Vater und Sohn standen sich allein gegenüber.

„Nun rede offen, was will der Mensch mit dem, was er gesagt?“ hob jener an. „Hast du ein Geheimnis vor deinem Vater, dessen du dich zu schämen hättest?“

„Nein, Vater,“ erwiderte Kurt, festen Auges in das des Vaters schauend, „etwas Unehrenhaftes hat dein Sohn noch nie gedacht, noch gethan; ein Geheimnis hab ich vor dir gehabt, aber keines, dessen ich mich zu schämen brauchte, und gerade das dir zu offenbaren kam ich hierher — und muß nun mit ansehen, wie dieser gehässige Mensch es wagt, sich zwischen uns zu drängen.“

„Es soll sich keiner zwischen uns drängen, Kurt, wenn du nicht selbst eine Scheidewand zwischen dir und deinem Vater aufbaust. Laß hören, was du sinnst, was dein Herz bewegt, denn daß etwas Schweres auf dem liegt, das sollt' ich fast glauben, denn nicht heute erst merk' ich's, daß du mir ein anderer scheinst, als du vordem warst.“

„Wohl bin ich auch ein anderer geworden, Vater,“ und nun hob er an, offen, einfach, ehrlich alles zu erzählen, wie es sich mit ihm und der Mechthild begeben, wie er sie in der Kirche gesehen, wie ihn dann die Liebe

hinauf auf den Turm zum Lautenspiel lernen getrieben und wie er dort auf dem Heimweg aus dem Thal ergründet, daß das Mägdlein auch ihm hold gesinnt sei; von allem dem machte er kein Hehl und auch das verschwieg er nicht, daß ihm die Mechthild erklärt, wie sie ihn nimmer sehen wolle, wenn sein Vater gegen seine Werbung sei.

„Das spricht für das Mädchen,“ sagte der Bürgermeister, nachdem Kurt mit letzterer Erklärung, der er freilich die flehentliche Bitte, daß ihn der Vater doch nimmermehr mit solcher Abweisung entlassen wolle, hinzugefügt, seine Erzählung geendet hatte. „Es scheint wirklich vernünftiger zu sein, als mein Herr Sohn. Das Bürgerskind sieht ein, daß sie nicht zur Gattin des einzigen Sohnes eines der ältesten und ersten Geschlechter der ganzen Stadt taugt, allein du wagst es, solch nutzlosen Phantastereien und Träumereien nachzuhängen, wo ich doch allein das Recht habe, den Gang deines Lebens dir vorzuzeichnen!“

„Sollte sich dieses Recht, daß du gewiß von Gott empfangen hast, auch auf die Liebe erstrecken, Vater?“ erwiderte Kurt schüchtern, „ist denn die, wenn sie so auf einmal hervorbricht im Herzen, nicht auch von Gott gefügt und ist sie, wenn sie nur edel, keusch und rein ist, denn ein Verbrechen?“

„Du sollst Vater und Mutter ehren, Knabe, das ist das erste Gebot, das Verheißung hat,“ fiel ihm Herr Bezold streng ins Wort, „so steht's in deinem und meinem Katechismus, und wenn du das Mädchen, was

ich gern glaube, denn meinem Sohn traue ich keinen unehrenhaften Gedanken zu, auch rein und lauter liebst: ich kann und will des Türmers Tochter nicht als dein Weib sehen — das ist mein runder und netter Wille, und du weißt, was ich einmal gewollt, das hab' ich auch stets noch ausgeführt. Überhaupt, was fällt dir ein, Knabe? Du weißt, nur die Kriegsunruhen sind Schuld, daß dein Lernen noch nicht auf der hohen Schule zu Padua abgeschlossen ist, und nun willst du schon daran denken, wie es freilich so manche verwöhnte Muttersöhnchen thun, die es schon bei dem Gedanken schauert, die Nase nur ein wenig aus dem mütterlichen Nest hinauszustrecken, hier hinter diesen vier Pfählen deinen Kohl zu bauen? Nein, hinaus in's Leben, in die Welt mußt du mir noch mehr; erst arbeiten, dann ruhen, erst um Wissen und Lernen, dann erst um ein Weib freien!"

„Und wenn ich das auch gern thun will, Vater, wenn ich ja, wie und wann du befiehlst, hinaus will, wohin du mich schickst, und es mir eine Lust sein soll, an Kenntnissen und Ehren reich zu dir heimzukehren, gib mir nur das, daß ich der Mechtild sagen darf, daß sie auf mich in Geduld und Treue warte, und daß sie dann mein sei darf," bat noch einmal Kurt.

„Das hieße dich und das Mädchen zwiefach elend machen," entgegnete der Vater; „mein Sinn würde in Jahren kein anderer sein, als er heute ist. Gehe hin zum Türmer, ich kenne ihn als einen Ehrenmann; wie er, so scheint auch sein Kind zu sein. Sie verstehen vom Leben mehr als du. Sie beide werden dir sagen, daß

ich recht habe. Dränge dich nicht in des Mädchens stillen, beschränkten Kreis noch mehr ein, als du schon gethan hast. Eine Blume, die im Thal zu wachsen bestimmt ist, mag dort lieblich duften und anmutig erscheinen, allein auf der Höhe verkümmert sie; das Versetzen thut bei Blumen und Menschen nicht gut. Laß das Mädchen, sag' ich dir, und damit dir das Scheiden und Meiden leichter wird, und du nach den Träumen, denen du dich, sehe ich, wohl nun schon geraume Zeit hingegeben, wieder mehr an den Ernst des Lebens denken lernst, sollst du — vielleicht in ein paar Tagen schon — eine Botschaft des Rats an den Schwedenkönig bestellen helfen. Die rauhe Kriegsluft draußen wird dir das Herz, wenn es ja krank ist, heilen helfen. Und nun geh'. Mach' mir das Gemüt nicht noch sorgenvoller, als es ohnehin schon ist. Ich will nach dem Rat senden. Und was den Schreiber betrifft, sei außer Sorge. Dem will ich es bedeuten, daß ihm die Lust vergehen soll, künftig noch einmal den Ankläger meines Sohnes bei mir zu machen."

Kurt wußte nun den Bescheid, den er Mechthild zu bringen hatte. Daß sein Vater keinen anderen für ihn haben würde, dazu kannte er diesen, wenn er sich einmal ausgesprochen, zu gut. Und auch auf dem Rathausturm sollte er sich nicht besseren Trost holen? Der Vater hatte, auch das mußte er sich sagen, auch den alten Türmer richtig beurteilt; selbst Mechthilds verständiges Herz kannte er besser, als Kurt. Das machte den trauriger fast, als alles andere. Er sah die Schranken, die

er mit all seinem Trotz nicht durchbrechen konnte und Mechthild in opferwilliger Entsagung nicht durchbrechen wollte, und seine Ohnmacht diesen gegenüber brachte ihn fast zur Verzweiflung.

So trat er noch einmal, zum letzten Mal, in das kleine Stübchen auf dem hohen Turm, das ihm bisher die Welt seines Glückes gewesen war. Der Türmer saß, wie gewöhnlich, in seinem Lehnstuhle am eichenen Tisch und schien des Schülers zu warten; Mechthild stand, wie gewöhnlich auf, ihm entgegenzugehen und ihm die Hand zum Willkomm zu reichen; sie fühlte diese in der seinen beben; in seinem Auge las sie ihr Schicksal. Aber sie blieb fest und ruhig. Sie führte ihn vor den Vater.

„Vater," sagte sie, — ihre Stimme zitterte doch ein wenig, — „der Junker hat mir etwas zu sagen: er hat bei seinem Vater um mich gefreit und der hat ihm geantwortet, daß das Bürgerskind nicht für das Haus der Ehrbaren taugt. Das hab' ich gewußt, daß es so kommen würde, und das hab' ich dem Junker auch schon gesagt, als er mich um meine Liebe bat. Ich hätte ihm ein treues Weib werden mögen und du hättest mir auch dazu deinen Segen gegeben, Vater. Allein ich weiß auch, daß auch deine Meinung ist; gleich und gleich gesellt sich gern; so sag' dem Junker auch, daß er Vaterswillen für Gotteswillen annehmen soll. Ich will's auch so halten; allein das bitt' ich dich doch, Vater, laß mich nun auch ganz, mein Leben lang, bei dir bleiben. Wenn ein anderer kommt, gib mich ihm nicht, denn — ich brauch' mich nicht zu schämen, daß ich's sag', Vater, denn ich

kann's mit gutem Gewissen sagen, — geliebt hab' ich doch nur den da, wie ein Mädchen, das fühl' ich, nur einmal lieben kann. Denkt nicht unedel von mir, daß ich das so offen vor Euch ausspreche, Junker Kurt, allein ich mein', ich bin's Euch schuldig, daß ich's Euch noch einmal gestehe, wie ich's Euch dort in der Klinge gestanden habe, damit es Euch doch ein wenig leichter wird, Eures Vaters Willen zu erfüllen; denn Ihr tragt, merk' ich, doch schwer daran, so schwer — wie ich."

Und damit stürzte sie sich schluchzend in des Vaters Arme, der aufgestanden war und diese wie schützend über sein Kind gebreitet hielt. „Das Mädchen hat recht, edler Junker," sprach er tieferschüttert, „ich hab's so kommen sehen. Das Herz bricht ihr nicht, dazu ist sie zu fromm und stark und des alten Greysing Tochter, der auch mehr tragen gelernt hat, als sonst manch Menschenkind auszuhalten vermag. Allein wund, todwund ist's ihr. Thut ihm nicht noch mehr weh, indem ihr sie wieder sehen wolltet. Seid heute zum letzten Male auf diesem Turm. Gib ihm noch einmal die Hand, Mechthild, und dann geleit' Euch Gott!"

Und sie that's und reichte ihm die Hand. Faßte er sie wirklich zum letzenmal? sah er ihr wirklich zum letztenmale in das tiefe blaue Auge, das von Thränen überströmt war? Sie barg wieder ihr Haupt an des Vaters Brust. Kurt stieg wie in einem schweren Traum die steinernden Stufen des Rathauses herab. —

Die Gelegenheit, die der Bürgermeister ersehnte, mit den Schweden in nähere Verbindung zu kommen

und dabei seinen Sohn, wenigstens für kurze Zeit, aus Rothenburg zu entfernen, sollte schneller sich ergeben, als er dachte. In den ersten Septembertagen war auf einmal der schwedische Oberst Moritz von Uslar vor der Stadt erschienen und verlangte, in sie eingelassen zu werden. Die kaiserlichen Hauptleute Massoni und Zilla forderten die Bürgerschaft zur Verteidigung auf, allein nicht nur diese lehnte solche ab und forderte vielmehr, daß man den Schweden die Thore öffne, sondern auch die beiden altringischen Schwadronen selber empörten sich, rissen die Fahne dem weinenden Bannerträger aus der Hand und erklärten mit jenen gemeinsame Sache machen zu wollen.

Den Römer Quintus Curtius auf springendem Roß in seinen Fahnen führend, ritt nun Uslar mit vier Schwadronen in die Stadt ein. Nur Wenige von den Kaiserlichen hatten sich von der Meuterei fern gehalten. Diesen, wie den beiden Hauptleuten gestattete der schwedische Oberst freien Abzug. Grollenden Herzens und ihr und ihren nunmehrigen Beschützern im Stillen Rache schwörend, verließen Massoni und Zilla die Stadt. Allein auch Uslar blieb nicht lange in ihr. Schon nach wenigen Tagen, am 10. September, zog er wieder ab, ließ aber den Cornet Conrad von Rinkenberg mit 60 Reitern in Rothenburg zurück. Diese erschienen aber nun dem Rat als eine zu kleine Besatzung.

Man hatte sich jetzt zu offen auf die protestantische Seite gestellt, als daß man sich nicht neuer Angriffe von den Kaiserlichen hätte versehen können und darum

auf alle mögliche Sicherung bedacht sein sollte. Darum wollte der Rat vor allem das sichere Geleite benutzen, das Uslar seiner Gesandtschaft geben konnte, wenn diese sich nun sofort mit jenem nach Würzburg, wo Gustav Adolf sich bereits befand, begab, und so war denn zugleich mit den Schweden auch jene, bestehend aus etlichen Ratsherren und einer Anzahl Reisiger der Stadt, ausgeritten. Kurt war ihrem Führer, dem Senator Pürkhauer, beigegeben worden. Er sollte nun sehen, ob, wie sein Vater gemeint, die rauhe Kriegsluft sein krankes Herz heilen würde.

Achtes Kapitel.

Verrat.

Die Rothenburger und ihre neue kleine Besatzung hatten sich bald gut zusammengefunden. Sie gingen gemeinsam daran, die Stadt fest und wehrhaft zu machen. Die junge Mannschaft in Stadt und Landwehr wurde aufgeboten, eine wohlgerüstete Schaar von 700 Mann. Die Wälle wurden ausgebessert, die Karthaunen und Stückgeschütze in die Bastionen gefahren und die Wachten ausgeteilt. Alles war guten Muts und gedachte es kommenden Falls mit jedem Feinde aufnehmen zu können.

Vierzehn Tage waren vergangen, daß Kurt mit den Schweden weggeritten war. Mechthild hatte es von

ihrem Vater vernommen und war ihr am Ende lieber, jenen fern als in der Nähe zu wissen, wo ihr eine Begegnung mit ihm, den sie doch nicht mehr kennen durfte, nur neue Qual bereitet haben würde. Wie es der Vater längst gewesen, so war nun auch die Muhme in der Thalmühle die Vertraute ihres Schmerzes geworden und mehr als früher saß nun Mechthild bei ihr. So war sie denn eines Abends wieder dort gewesen, diesmal aber namentlich darum, der Muhme die dringende Bitte an's Herz zu legen, ihre einsame Hausung wenigstens auf kurze Zeit aufzugeben und für die nächsten Wochen zur Stadt hinauf zu ziehen, und nun auf dem Heimwege begriffen. Der Septembermond ging zu Ende. Das Laub an den Bäumen färbte sich schon herbstlich, die Blumen im Gärtchen an der Mühle blühten längst nicht mehr: so war auch ihre Liebe, dachte Mechthild, als sie zu ihnen hinübersah, dahingewelkt.

Und in der Erinnerung an all das, was diese ihr in Freud und Leid gebracht, versunken, ging sie denselben Weg, auf dem es damals zum Geständnis zwischen Kurt und ihr gekommen war. All die Worte, die er da gesprochen, wurden in ihrer Seele wieder lebendig, sie meinte, seine Blicke, die ihr so glühend in's Herz gedrungen, wieder auf sich ruhen zu sehen, sie wähnte, wie damals, wieder ihre Hand in seine legen zu müssen. Da schreckte sie auf einmal ein Geräusch aus ihren Träumen, sie hörte das Nahen von Schritten und zugleich eine Stimme, die ihr das Blut in den Adern erstarren machte. Es war Vansens Stimme. Was konnte der

hier wollen? war er ihr nachgegangen, stand sie in Gefahr? Rasch trat sie hinter einen Felsblock, vielleicht denselben, hinter dem versteckt der Schreiber damals sie und Kurt belauscht hatte, der sie, wenn sie sich niederbeugte, zur Not vor den Sprechenden, deren Worte sie nun ganz deutlich verstehen konnte, verbergen mußte. Noch konnte sie auch, ohne selbst gesehen zu werden, so viel beobachten, daß sie wenigstens den Begleiter Vansens zu erkennen im Stande war.

Es war das ein verkommen aussehender Geselle in zerissenem Wamms, einen großen Filzhut auf dem Kopfe und nur mit Einem Auge in den verwitterten, ausgemergelten Gesicht. Die beiden waren zu sehr in ihr Gespräch vertieft, als daß sie wohl Mechthild, auch wenn sie sich nicht so still gehalten hätte, als sie that, entdeckt haben würden.

„Es ist so, wie ich Euch sage,“ sprach eben der Einäugige, „es hat sich viel kaiserlich Volk gen Windsheim zu gesammelt; der Massoni ist bei ihm und sucht Gelegenheit, wieder in die Stadt zu kommen, aus der er so schnöde fortgemußt hat. Und da meint er, da könntet Ihr, der Ihr doch, wie man Euch an jenem Abend im Greifen zugeredet, die Feder mit dem Schwert, den Schreiberrock mit dem Koller vertauschen wolltet, ihm dazu helfen, daß ihm heimlich Einlaß werde. Hundert Ducaten soll ich Euch von ihm versprechen, wenn Ihr ihm nächtlicherweile ein Pförtchen öffnen würdet.“

„Um hundert Ducaten willen soll ich meinen Kopf

aufs Spiel setzen?“ murmelte Vansen, „jetzt, wo man mich so argwöhnischen Auges betrachtet, wo der Bürgermeister jeden Tag thut, als ob er mir den Stuhl vor die Thüre setzen wolle, seitdem ich seinem Laffen von Sohn hab eins anhaben wollen, wo die Mauern und Posten scharf genug bewacht werden? Was denkt sich denn der Mensch?“

„Nun, wenn's nicht von der Stadt aus ginge, meint er, so könntet Ihr vielleicht heraus kommen und den Weg zu irgend einer schwachen Stelle zeigen, wo man ohne allzugroße Gefahr leichtlich eindringen möchte. Da, nicht weit von hier, wo sich bei der Weinsteig' und dem alten Insinger Schlößchen die Schlucht in den Berg hinaufzieht, sei, hättet Ihr ja selbst einmal zu ihm gesagt, wohl so ein Loch zu finden, wo man den Rothenburger Schlafmützen — das seien Eure eigenen Worte gewesen — einmal eine schöne Ueberrumpelung anrichten könne.“

„Teufel auch,“ brummte Vansen vor sich hin, „was der für ein Gedächtnis hat für alles, was man so beim Weine geplaudert hat.“

„Und übrigens knausert der Massoni nicht,“ fuhr jener fort, „es sind bei ihm noch andere Hauptleute, deren einer bei dem Sturm auf Magdeburg gewesen und von dort reiche Beute mitgebracht hat; auf ein paar Handvoll Ducaten wird's, wenn's dann hier wieder was Neues zu holen giebt, auch dem nicht ankommen. Besinnt euch nicht lange, Herr Schreiber, laßt mich gute Botschaft bringen.“

„Was soll ich mich auch noch besinnen?“ sagte Vansen mehr zu sich selber; „hier ist, das sehe ich kommen, meines Bleibens so nicht lange mehr. Geld will und muß ich haben; gut, der Massoni und seine Gesellen sollen zahlen, ordentlich zahlen, und wenn's in der Stadt auch drunter und drüber geht, was kümmert es mich? sie sind alle nichts besseres wert, und dabei —“

Ein teuflischer Gedanke schien ihm plötzlich durch die Seele zu fahren, sein ganzes Gesicht zog sich zu einer häßlichen Fratze zusammen, so daß der Einäugige selbst es bemerkte und betroffen fragte: „Was denkt Ihr denn auf einmal, Herr Schreiber?“

„Hochzeitsgedanken, Freund, Hochzeitsgedanken!“ schrie dieser fast überlaut, „die mir so kommen. Der Krieg bringt allerlei: Geld, Beute, mir vielleicht ein feines Bräutlein; geh' ja lang schon auf Freiersfüßen. Allein sagt, wo ich den Massoni finden kann.“

„Er will Euch morgen in aller Frühe im Schlingenbach erwarten, wenn Ihr Euch nicht vor dem fürchtet; es soll dort nicht ganz geheuer sein, wißt Ihr ja —“

„Dummes Zeug! und wenn alle Rothenburger Bürgermeister*) und der Teufel dazu dort ihr Wesen trieben, so fürchte ich mich nicht. Gut, ich werde kommen, aber unter fünfhundert Dukaten wird aus dem Handel nichts.“

---

*) Im Schlingenbach, einem kleinen wilden Gehölze, ist vor Zeiten manche Unthat geschehen, wie z. B. dort der gekrönte Dichter Bruschius von Räubern ermordet wurde. Die Sage läßt dort die gottlosen Rothenburger „Herren“ umgehen.

Mechthild konnte nichts mehr verstehen, die beiden waren schon zu weit vorgegangen. Allein sie hatte genug gehört. Sie griff an ihr Herz, ob das noch schlage. Was hatte Vansen vor? Verrat gegen die Stadt, das war ihr klar. Aber nicht auch noch etwas besonders Schreckliches? was war's mit den Hochzeitsgedanken? sollte am Ende *sie* bei einem Teufelswerk mit im Spiele sein? Daß Vansen gegen Rothenburg etwas im Schilde führte, das hatte sie eben aus seinem eigenen Munde gehört, daß er *ihr*, seitdem der Vater ihn so nachdrücklich abgewiesen, tödlich feind war, das fühlte sie; wie sollte sie sich vor seiner Rache, mit der er offenbar umging, sichern? Aber jetzt war's nicht um sie und das, was ihr drohte, zu thun, sondern jetzt mußte vor allem das, was sie eben vernommen, zur Kenntnis des Rates kommen, damit noch beizeiten gewahrt werden konnte, was zu wahren war. Ihr Entschluß war schnell gefaßt. War sie eben noch ganz betäubt dagestanden, so richtete sie sich nun hoch auf und ging schnellen Schrittes zur Stadt heim und geraden Wegs auf die Herrengasse und die Wohnung des Bürgermeisters Bezold zu.

Mit zitternder Hand griff sie an den blinkenden metallenen Thürklopfer. Eine Magd öffnete und führte die Eintretende, sie erstaunt ansehend, die Treppe hinauf und in das Zimmer, in dem wenige Tage vorher erst Vater und Sohn sich so bedeutungsvoll, gleichsam um die kämpfend, die jetzt hier wartete, einander gegenüber gestanden waren. Der Boden brannte Mechthild unter den Füßen. Was mußte der Bürgermeister von ihr

denken, sie auf einmal vor sich, in seinem Hause zu sehen? Sie glaubte das dem ernsten Mann an den Augen abzusehen, als er jetzt ein- und betroffen auf das Mädchen zutrat.

„Jungfer Sperling, Ihr seid's, was wollt Ihr von mir?" fragte er streng.

Das Blut schoß Mechthild darüber ins Gesicht, daß Kunis Vater nur einen Augenblick meinen könne, sie sei um jenes und um ihrer willen gekommen. Mit gepreßter Stimme und fliegendem Atem hob sie darum schnell an, von all dem zu berichten, was sie eben vernommen. Gespannt, mit jedem Worte eine bestürztere Miene annehmend, hörte ihr der Bürgermeister zu.

„Rat und Stadt müssen Euch dankbar sein, Jungfrau," sprach er, als sie endlich geendet, „und ich sage Euch jetzt schon diesen Dank. Wir werden auf unserer Hut sein. Geht jetzt nach Haus und sprecht gegen niemanden von dem, was Ihr mir eben vertraut; nur Eurem Vater mögt Ihr's sagen und ihm von mir anbefehlen, daß er nun doppelt scharfe Augen haben möge auf seinem Turm, denn die Feinde scheinen uns wirklich näher zu sein, als wir denken."

Mechthild schritt aus dem Zimmer. Der Bürgermeister sah ihr ernst und nachdenklich, fast betrübt nach. Hatte er sich das Mädchen, das eben von ihm gegangen war, doch anders vorgestellt, als wie es ihm eben erschienen war? Hatte er am Ende doch zu viel gethan, daß er seinen Sohn um ihrerwillen verbannt hatte? Jetzt war er auf einmal der, die anscheinend so störend



(Zu Seite 104.)

in seinen Lebenskreis getreten war, verpflichtet, und konnte ein Lösegeld zu hoch sein, das er ihr, wenn sie die Retterin seiner Stadt war, zu zahlen hatte? Dazu regten sich in ihm Vorwürfe darüber, daß er dem tückischen Schreiber zu lange getraut, manchem Verdachte, den er schon gegen dessen Thun und Treiben gehabt, nicht früher nachgegeben und also auf ihm fast ein Teil der Mitschuld lastete, daß die Gefahr so nahe getreten war. Aber er wollte jetzt auch so schnell als möglich gut machen, was irgend gut zu machen war, und thun was in seiner Macht lag.

Die große Ratsglocke läutete trotz der späten Stunde alsbald. Bestürzt kamen die „Ehrbaren“ im großen Rathaussaal zusammen. Der Bürgermeister teilte ihnen mit, was er von des Türmers Tochter vernommen. Das Erste war natürlich, nach Vansen zu suchen und seiner habhaft zu werden. Aber dieser ward nicht mehr gefunden. So mußte er schon, noch vor der eigentlich mit dem Einäugigen verabredeten Zeit, mit diesem gleich die Stadt verlassen haben, um seinen verräterischen Plan ins Werk zu setzen. Diesen aber nun nicht zur Ausführung kommen zu lassen, galt's jetzt die Aufbietung aller Kräfte. Was waffenfähig war, nicht nur die jüngere Mannschaft, sondern auch die älteren Männer wurden auf die Mauern beordert. Wohl war bei deren Ausdehnung die Verteidigung der Stadt kein leichtes Ding, allein wie sie noch heute stark und trotzig erscheinen, so konnte man ihnen um so mehr damals die genügende Widerstandsfähigkeit zutrauen. Zudem war das, was

zu jener Zeit den Bürgern der deutschen Städte das größte Selbstgefühl gab, ihre Wehrfähigkeit. Wohl jeder hatte einige Übung im Gebrauch der Waffen. Jede größere Stadt besaß ihr Zeughaus, auch das schwere Geschütz wurde von Bürgern bedient und eine Bürgerschaft, welche ihre Stadt verteidigte, war unter gewöhnlichen Verhältnissen den jüngeren Kompanien der belagernden Soldaten fast vorzuziehen.

So konnte Rothenburg schon mit einigem Vertrauen dem, was kommen sollte, entgegensehen. Zudem war die Stadt eigentlich nur auf einer Seite zu verschanzen. Nach dem Tauberthal zu ist der Abhang so steil, daß es dort von jeher nur weniger Befestigungen bedurfte. Und auf der Landseite, vom Klingenthor bis zur Spitalbastei, war für diese ausreichend gesorgt. In allen Jahrhunderten fast hatte man an ihnen nachgebessert und neu gebaut.

Tiefe und breite Gräben wehrten dem Feinde den Zugang; auf den Hauptpunkten erhoben sich hohe und feste Türme mit Falkonetten und Doppelhaken. Dazu war die Mauer durch einen hohen Wall so verdeckt, daß jener ohne Wurfgeschoß wenig ausrichten konnte. Und war man ja genötigt, die äußere Stadt aufzugeben, so konnte die innere mit ihren starken Türmen und schmalen Zugängen noch immer eine Zeit lang gehalten und verteidigt werden.

Aber so weit sollte es doch wohl nicht kommen. Denn als am 29. September, einem Sonntage, gegen 2 Uhr nachmittags den „Kriegsherrn“, wie die „Fünf=

männer“ hießen, denen die oberste Leitung des Kriegswesens der Stadt anvertraut war, gemeldet wurde, daß sich etliches kaiserliches Volk der Stadt nähere, und sich dieses in die Gärten vor der Mauer warf und diese zu beschießen anfing, glaubte man außer Sorge sein zu dürfen, denn einesteils war die Zahl der Feinde nicht groß, so daß man sie nur für einen streifenden Haufen hielt, und andererseits erwiderten die Bürger von den Mauern das Feuer der Angreifer so wacker, daß gegen Abend diese sich zurückgezogen zu haben schienen.

Aber in der Stadt blieb man auf der Hut. Alle sechs „Wachten“, in die die Bürgergemeinde eingeteilt war, waren aufgeboten, und keiner hätte sich es einfallen lassen, nicht auf seinem Posten zu erscheinen, denn die „Kriegsordnung“ Rothenburgs war streng verabfaßt und bei Verlust des Lebens und Gutes war der Bürger verpflichtet, den Anordnungen der Kriegsherrn zu gehorchen und seinen Platz auf der Mauer zu behaupten und zu verteidigen, auch wenn sich das Geschrei erhübe, daß die Stadt an einer andern Stelle gestürmt werde. In den metallnen Feuerpfannen, die ab und zu an den Eckhäusern angebracht waren, brannten Pechkränze und harziges Holz, damit es hell in der Stadt war und man Weg und Steg finden konnte. Die Hauptleute und auch die Kriegsherrn selbst machten fleißig die Runde von Turm zu Turm, von Thor zu Thor, um nach dem Rechten zu schauen, und so sah man getrosten Mutes, wie man den Abend hatte enden sehen, auch den Morgen anbrechen.

Aber dieser sollte einen schlimmen Tag bringen. Schon mit dem ersten Grauen desselben begann von Seiten des Feindes grobes Geschütz gegen die Stadt zu spielen. Diesem aber antworteten die Falken von den hohen Türmen und die Kartaunen aus den Öffnungen der Basteien, und auf dem Kranz der Mauern standen mit immer offenem Aug und fester Hand die Bürger und schossen aus ihren schweren weittragenden Büchsen tapfer auf die Andringenden hernieder. Da warf eine Batterie von sechs Geschützen einen Teil der Mauer zwischen dem Henkers- und dem Kummereckerturm nieder und sofort rückten die Kaiserlichen in guter Ordnung zum Sturme vor, erstiegen den Wall und warfen ihre Sturmleitern an die Mauer. Aber unerschrocken und ohne einen Augenblick zu weichen, verteidigten sich die Bürger. Kinder und Weiber trugen Steine, Kraut und Loth*) herbei und nun regnete es mit beidem auf die Köpfe der Angreifer nieder. Da ließen diese ab und fingen an, zurück zu weichen. Nur wenige Bürger waren geblieben, dafür aber lagen 600 Kaiserliche tot oder schwer verwundet in dem Graben und sogar ihr Oberster Schenk war darunter.

Aber während es auf der Ostseite der Stadt so günstig erging, hatte sich indes auf der entgegengesetzten nicht minder Glückliches ereignet. Wie schon erwähnt, war diese Seite weniger durch die Kunst befestigt, indem

---

*) Kraut und Loth, bildlicher, seit dem 15. Jahrhundert gebräuchlicher Ausdruck für Pulver und Blei. Vgl. oben S. 74.

hier die natürliche Lage schon ein Bollwerk geschaffen hatte. So kam's, daß man auch von jeher diesen Teil der Stadt der von Natur am wenigsten tapfern „Wacht“, den Schneidern, zur Verteidigung angewiesen hatte. Aber diesmal waren diese abgelöst und an ihrer Statt andere und noch dazu auserlesene Mannschaften an jene Stelle beordert worden. Denn hier war es ja, wo unterhalb des „Johanniterhofes“ jene Schlucht sich befand, welche in jener geheimnisvollen Botschaft an den Schreiber Vansen als der Punkt bezeichnet worden war, auf dem man vielleicht einen Einbruch in die Stadt am leichtesten bewerkstelligen könne.

Und wirklich kam es auch so. Offenbar hatte der Angriff beim Henkersturm nur den auf dieser Seite geheim betriebenen bemänteln sollen, und die Absicht der Feinde war, während alles auf der Mauer sich befände, um jenem zu begegnen, dann hier, wo die Bewachung eine ungenügende sein würde, rasch und sicher einzudringen. Und so schlich sich denn, während dort die Karthaunen dröhnten, eine kleine Schar, geführt von dem Hauptmann Massoni und dem Verräter Vansen, vom Galgen- zum Klingenthore herum und durch die schon mehrerwähnte Klinge ins Thal hinunter und dann in diesem aufwärts bis zu jener Schlucht und fing an, in ihr aufwärts zu klimmen. Niemand schien sie zu bemerken oder sich ihr zu widersetzen. Immer kühner und weiter stiegen die Eindringliche empor. „Es ist so,“ raunte Vansen dem Hauptmanne zu, „sie haben die Heldenseelen, die Schneider, auf ihrem Posten gelassen.

Wie werden die ihre Elle fallen lassen und das Hasenpanier ergreifen, wenn wir auf einmal vor ihnen stehen und sie über den Haufen werfen!" Und damit suchte er das kleine Pförtchen einzustoßen, das dort in die Mauer führte. Aber schon öffnete sich dieses von selbst und ein Häuflein Bürger, mit Hellebarden und Seitenwehr wohl bewaffnet, warf sich den überraschten Feinden entgegen. Ein furchtbares Handgemenge entstand. Immer heftiger drangen die Städtischen vor, immer mehr wurden jene zurückgeschoben. Schon lagen etliche von ihnen erschlagen zu Boden, da ergriffen die andern die Flucht und suchten in möglichster Eile wieder in das Thal hinab und zu dem großen Haufen auf der andern Seite zurückzugelangen. Sie zu verfolgen, schien den Ausfallenden nicht rätlich; genug, daß der Überfall vereitelt war, wenn auch sein Ausgang jenen nicht ganz genügend erschien, indem es dem Verräter Vansen gelungen war, mit den andern zu entkommen.

Aber noch mehr schien sich der Tag für Rothenburg entscheiden zu wollen. Denn um die Mittagszeit ging auf einmal wie Lauffeuer die Kunde durch die Stadt, daß man vom Rathausturme eine große Anzahl Volks mit weißen Fahnen aus der Gegend von Würzburg her heranziehen sehe. Ein Freudengeschrei erscholl auf den Mauern und in den Straßen und Gassen. Denn, meinte jeder, das mußten die Schweden und ihr König selber sein, die nun auf die ihnen vom Rate gesandte Botschaft hin zum Schutz der Stadt herankämen. Aber bald sollte es sich herausstellen, wer die Anziehenden

waren. Nicht der Schwedenkönig, sondern sein und der Evangelischen bitterster Feind, der grimme Tilly selbst mit seinem ganzen Heere, den jener am 7. des Monats bei Breitenfeld geschlagen hatte und der nun auf dem Rückzuge vor dem ihn verfolgenden Feinde der Donau zu wollte. Nun wußte Rothenburg, was ihm bevorstehen sollte. Immer näher kamen die hellen Haufen heran, immer dichter und mächtiger wurden sie; so weit das Auge reichte, schien das Land von ihnen bedeckt. Kaum waren die ersten der Neuanrückenden vor den Wällen der Stadt erschienen, so wurde auch der Angriff auf diese wieder aufgenommen. Immer neue Regimenter traten zum Sturme an. Schon dehnte sich der Ring der Belagerer vom Klingen- bis zum Röderthore aus. Der feindliche Feldherr selbst feuerte seine Scharen zum immer heftigerm Vorgehen an. Sollte ihm auch diese Stadt Trotz bieten wollen, wie es Magdeburg gethan hatte? Wenn sie sich nicht bald überliefere, schwur er, wolle er an Rothenburg auch ein Beispiel, furchtbarer noch, als an jenem geben.

Aber noch hielten die tapfern Verteidiger unerschütterlich aus. Der Rat ermunterte zum äußersten Widerstand. Da, in später Nachmittagsstunde, ertönte auf einmal ein furchtbarer Knall und in der Richtung auf das Klingenthor zu sah man eine helle Feuersäule aufsteigen. Schrecken und Entsetzen bemächtigte sich der Stadt. Das Geschrei erscholl: der Feind habe die Mauer erstiegen und sei schon eingedrungen. Allein noch war es nicht so; durch Unvorsichtigkeit hatte sich ein Pulver-

vorrat in der Klingenbastei entzündet; aber die Verwirrung war einmal eingerissen, die Verbrannten und Verwundeten, die nach den Wundärzten suchten, vermehrten dieselbe noch, und jetzt begannen Einzelne ihre Posten zu verlassen und sich in die Wohnungen zu flüchten. Andere sprangen über die Mauer der alten Burg und suchtcn sich durch das Thal zu retten, wurden aber von den überall verteilten Feinden größtenteils niedergemacht. Das kleine Häuflein, welches auf den Wällen noch Widerstand leistete, sah die Zahl und den Zorn der Feinde stets zunehmen. Immer mehr erlahmte seine Kraft, immer schwächer wurden die Schüsse der Belagerer erwidert. Bereits hatten die Wackern dreißig Stunden auf den Mauern gestanden, denn die Ausdehnung derselben gestattete keine Ablösung; ihre Reihen waren gelichtet, viele getödtet und verwundet. Auf schwedischen Entsatz war wohl nicht mehr zu hoffen. So entfiel auch den Tapfersten der Mut. Vergebens hatte auch das kleine schwedische Häuflein sein Bestes gethan; es konnte den Fall der Stadt nicht mehr aufhalten. Da beschloß der Rat, sich in das Unvermeidliche zu fügen und dem feindlichen Feldherrn die Ergebung der Stadt auf Gnade und Ungnade anzukündigen.

Neuntes Kapitel.

In höchster Not.

Auf der großen Wiese vor dem Röderthore, dem Brühl, seitwärts des „Kaiserwegs", der seinen Namen von der einstmaligen Einholung Königs Christian von Dänemark durch Kaiser Friedrich III. hatte, befand sich das Lager Tillys. Es war nur erst notdürftig aufgeschlagen. Von den Befestigungen, mit denen man sonst im dreißigjährigen Kriege das Lager zu verschanzen pflegte, war noch nichts zu sehen, allein doch standen schon außerhalb desselben die Lagerwachen, bestehend aus Reitertrupps und einer Postenkette von Musketieren und Schützen, aufgestellt, und auch jedem Regimente und Fähnlein war schon, wie das so gebräuchlich war, mit Zweigen sein Platz abgesteckt, den diese dann, wenn sie vom Sturme abgelöst wurden, einzunehmen hatten. Bei den im Lager befindlichen Truppen stack vor dem Zelte eines jeden Fähndrichs die flatternde Fahne im Boden und daneben lag die Trommel der Kompagnie, wobei ein Musketier, die brennende Lunte in der Hand, die Muskete wagrecht auf die Gabel gestützt, Wache hielt. Ein großer freier Platz bezeichnete die Hauptwache, dahinter, durch eingerammte Spieße von dem übrigen Lager getrennt, erhoben sich die großen grünen Zelte des Feldherrn und seiner Generale.

In dem ansehnlichsten von diesen schritt Tilly finsteren Angesichts auf und ab; es war schon 2 Uhr nach Mitternacht, allein er hatte sich noch nicht zur Ruhe

begeben. „Also endlich lassen Sie nach mit ihrem verzweifelten Widerstande,“ herrschte er dem Obersten zu, der vor ihm stand, „und das weiße Leilach, das sie dort am Thor herausgehängt haben, soll wohl ein Zeichen sein, daß sie sich ergeben wollen? Aber wenn sie meinen, daß sie so leichten Kaufs davon kämen, so sollen sie sich bitter getäuscht haben; der Soldat will auch was für seine Mühe haben, das hab' ich meinen Leuten bei Magdeburg versprochen, und wie dort, will ich ihnen auch hier mein Wort halten. Laßt den Profoßen durchs Lager rufen, daß mit Tagesgrauen die Stadt der Plünderung preisgegeben ist. Wenn sie wacker drin aufgeräumt haben, dann wollen wir selbst nachkommen und Gericht halten und bestimmen, ob ein Stein der Ketzerstadt auf dem anderen bleiben soll oder nicht.“

Ein wildes Freudengeschrei, das alsbald das Lager durchtönte, belehrte nicht lange darauf den Feldherrn, daß sein Befehl ausgeführt und schnell begriffen worden sei. Noch stand der Vollmond am Himmel und der Tag begann kaum erst zu dämmern, als sich's in schwarzen Haufen der Stadt zuwälzte. Die Thore waren nicht mehr verschlossen, sondern die Zugbrücken herabgelassen und die Thorflügel offen. Aber in den Straßen war es totenstill. Die geängstigten Bewohner hatten sich in die verborgensten Winkel ihrer Häuser, auf die Böden und in die Keller geflüchtet. Viele von ihnen, namentlich Weiber und Kinder, waren in der Kirche von St. Jakob zusammengedrängt und sangen das Lied: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort!“ Allein bald wurde dies über-

tönt von dem Geschrei und Gejauchze der Plünderer, die sich nun wie eine wilde Flut in die Straßen und Häuser ergossen und ein Elend anrichteten, wie es Rothenburg seit seinem Bestehen noch nicht erlebt hatte. Noch singt ein altes, gleichzeitiges Lied davon:

„es zogen hinein 5000 Mann zu Roß und Fuß.
Es war der Stadt eine schwere Buß.
Morgens zwei Stund vor Tag
Da ging das Plündern an mit Macht.
Da war ein Gepoch und Geschrei,
als ob das Volk unsinnig sei,
ihm war erlaubt auf vier Stund
jedem zu plündern, was er kunnt —"

Nichts blieb verschont; was an Geld und Kostbarkeiten zu finden war, wurde mit fortgenommen, und die waren glücklich, die nur das Leben behielten oder denen nichts Entehrendes zugemutet wurde. Aus allen Häusern drang das Angst- und Jammergeschrei, denn die unglücklichen Bewohner wurden aus ihren Verstecken hervorgeholt und, wenn sie den Einen alles, was sie besaßen, gegeben hatten, von den Nachfolgenden, die nichts mehr fanden, mit den ärgsten Mißhandlungen bedrängt.

Schon war fast kein Haus mehr verschont geblieben, nur auf den Rathausturm hinauf war noch kein Feind gekommen. Aber immer unheimlicher und gräßlicher scholl das Getöse und der Lärm zu seinen Bewohnern empor. „Sie haben drunten zu viel zu thun; zu uns ist ihnen der Weg zu weit, Gott scheint uns über unser Verdienst gnädig sein zu wollen, Mechthild," sagte der Türmer, als er wieder zum Fensterlein hinabschaute,

„doch halt, was ist das? da dringt wahrhaftig ein Haufen gerade auf den Turm zu, schon sind sie am Rathaus. Gott erbarm' sich unser!"

Schneller, als er gesprochen hatte und ehe die zitternden Frauen, denn die Muhme war wirklich in des Bruders schützende Obhut gegangen, nur eines Wortes fähig waren, stürmte es auch schon die Treppe herauf und auf die Thüre zu. Sie flog auf und eine wilde Schar brach herein. Wie zum Schilde hatte sich der Türmer vor sein Kind gestellt, da warf ihn ein wuchtiger Stoß zur Seite und der vorderste der eingedrungenen Gesellen sprang auf Mechthild zu. Laut aufschreiend taumelte diese zurück. Sie hatte Vansen erkannt, der die Hand nach ihr ausstreckte.

„Sieh, sprödes Dirnlein," schrie er ihr entgegen, „nun kommt der Freier wieder, den ihr in der Stube da so höhnisch abgewiesen; aber diesmal schickst du ihn nicht mehr so leicht fort, denn schau, da sind die Hochzeitsleute, und hörst du da drunten das Schreien und Heulen? Das ist die Hochzeitsmusik, und nun fort, Feinslieb, brauchst nicht erst ein Kränzlein aufzusetzen oder gar nach dem Pfaffen zu schicken, wenn nur der Bräutigam sein Bräutlein hat." Und damit wollte er sie umfassen und an sich reißen. Allein mit Blitzesschnelle hatte Mechthild die Thüre zum Turmkranze aufgerissen und sich auf diesen hinausgeschwungen; aber eben so schnell war ihr auch Vansen gefolgt. Nun standen die beiden oben auf der schwindelnden Höhe: Mechthild totenbleich an das Geländer gelehnt, aber fest und trotzig dem Feind ins Auge

sehend, dieser, wie von ihrem Blicke gebannt, vor ihr, wie unschlüssig, was er thun wolle.

„Zurück, Elender!“ rief Mechthild, „nicht einen Schritt weiter, oder ich stehe hier oben und werfe mich hinab; lieber zerschmettert dort unten, als von deiner ruchlosen Hand berührt!“

„Das thust du nicht, vermaledeite Hexe!“ schrie Vansen, außer sich vor Wut, und stürzte sich aufs neue auf das Mädchen los. Aber in demselben Augenblick fühlte er sich von zwei kräftigen Armen umstrickt und die Treppe hinab ins Zimmer zurückgeworfen.

Mechthild starrte den unverhofften Retter an. Ihre Sinne schwindelten ihr, ohnmächtig sank sie zurück; allein dieselben starken Arme fingen sie auf. Als sie die Augen wieder aufschlug, lag sie an Kurts Brust.

Er war ihr Retter gewesen. Gott hatte ihn zur rechten Stunde zurückgeführt. Seine Aufträge an den König hatten gute Erledigung gefunden. Mit dem Versprechen schwedischer Hilfe und einem kleinen Häuflein, das ihm der König als einstweiliges Pfand für diese und zur sicheren Heimkehr mitgegeben, war er von Würzburg hergeritten. Ohne Fahr war er und seine Begleiter bis Steinsfeld, das zwei Stunden von Rothenburg liegt, gekommen. Da kündeten ihnen flüchtige Landleute, daß die Kaiserlichen gegen die Stadt gezogen. Eine furchtbare Angst überfiel Kurt. War es ihm noch möglich, nach Haus zu gelangen, ohne von den Feinden aufgehoben zu werden? Versucht sollte es wenigstens werden. So ritt er mit seinen Gefährten, die entschlossen waren,

sein Geschick zu teilen, ein Stück Wegs zurück bis dahin, wo ihn eine entlegene Seitenschlucht ins Tauberthal hinabführte, in dem er, wie er sich dachte, vielleicht eher und unbemerkter vorwärts kommen konnte, da die Angreifer doch wohl auf der Landseite die Stadt berannten. Er hatte sich auch in seiner Berechnung nicht getäuscht. Zudem gelangte er gerade in der Zeit ins Thal, wo die Plünderung begonnen hatte, also die Feinde gar nicht mehr daran dachten, die Stadt zu beobachten, sondern sich jeder nur angelegen sein ließ, an jener möglichst Anteil zu nehmen.

So gelang es ihm, wirklich unangefochten bis zum Klingentor vorzudringen. Einen innerhalb desselben sich ihnen entgegenstellenden Haufen sprengten seine Begleiter leicht auseinander und so hatte er mit diesen schnell den Rathausturm erreicht, wohin es ihn, wie ein Vorgefühl dessen, was sich dort soeben zutrug, unaufhaltsam trieb. Mit denen, welche Vansen, auf den Turm gefolgt waren, um ihm seine kostbare Beute entführen zu helfen, fertig zu werden, überließ Kurt, als er in's Zimmer gedrungen war, seinen Gefährten; er selbst war, als er Mechthild nicht in jenem bemerkte, aber die Thüre aufwärts offen sah, mit Einem Sprunge auf dem Kranze, um gerade im Augenblicke höchster Not als der Retter der Geliebten zu erscheinen.

Zu vielen Erörterungen, so sehr auch Beider Herzen darnach verlangten, war keine Zeit. Kurt horchte in den Turm hinab. Im Zimmer schien's stille zu sein, aber von der Treppe weiter abwärts schallte es

noch von Waffenklirren und lärmenden Stimmen herauf. Den Gefreundten Kurts war es gelungen, die frechen Eindringlinge und namentlich auch Vansen, der, nachdem er sich so unsänftiglich zu Boden befördert gesehen hatte, wieder aufgesprungen war und sich mit den Anderen zur Wehr setzte, Herr zu werden und sie zur Turmstube hinaus und endlich bis zur Rathausflur hinab zu drängen. Dort den Kampf fortzusetzen, schien dem Schreiber und seinen Gesellen nicht rätlich, denn schallende Trompeten, die vom Markt herübertönten, belehrten sie, daß die Feldherrn nahten, und wenn auch Tilly alle die Gräuel, welche die Seinen schon seit vier Stunden in dem armen Rothenburg verübten, zugestanden hatte: wenn er selbst in die eroberte Stadt einzog, unter seinen Augen wollte er sie nicht fortgesetzt wissen.

So war denn Vansen seine Rache doch fehlgeschlagen, und in sich hinein fluchend drückte er sich mit seinen, von den kräftigen Hieben der schwedischen Reiter weidlich zerbläuten Spießgesellen in das enge Gäßchen hinter dem Rathaus, um in einem entlegeneren Teile der Stadt beim weiteren Plündern vielleicht mehr Glück zu haben, als er hier oben gehabt, und dann das Weite zu suchen. Den Galgen, der ihm, falls sie ihn in Rothenburg ergriffen, dort blühen mußte, konnte er anderwärts auch noch finden.

Hier, in der Mitte der Stadt fing gerade an, etwas Stille und Ruhe wiederzukehren, es war in den ausgeleerten Häusern fast nichts mehr zu haben, die Soldaten kehrten teils mit ihren Beuteschätzen beladen in's Lager

zurück, teils sammelten sie sich auf dem Markte, ihren Feldherrn zu erwarten. Der Rat der Stadt stand in seiner Amtstracht auf der breiten Rathaustreppe, voll banger Erwartung, den gefürchteten Tilly nun von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Jetzt kam dieser näher, der kleine, dürre, hagere Mann mit den bleichen, eingesunkenen Wangen, der breiten, stets gerunzelten Stirn, der langen Nase und dem starken Knebelbart unter dem spitz zulaufenden Kinn. Angethan war er wie gewöhnlich mit seinem hellgrünen, spanischen Atlaswamms, auf dem kurzen grauen Hauptthaar saß der hohe spitzige Hut mit der auf den Rücken hinabwallenden roten Straußfeder, das Degenheng war unter das Kleid geschnallt, im Halfter hing ein Pistol. So auf seinen kleinen Grauschimmel sitzend, finster in sich hineinbrütend, mürrisch, wortkarg, erschien er so recht als der Führer seiner wilden Schaaren, der zu ihnen paßte, wie kein anderer, der so zu sagen aus ihrem eigenen innersten Wesen herausgeboren war, in dem sie selbst verkörpert waren.

Hinter ihm ritt Graf Pappenheim, der große Reitergeneral des 30jährigen Kriegs, der tollkühne, schlachtenmutige, ritterliche Liebling des kaiserlichen Heeres, den die Freunde vergötterten, wie ihn die Feinde achteten, dann der Prinz von Pfalzburg, der Altringer und der Obersten und Hauptleute eine ganze stattliche Schaar. Jetzt hielten sie vor dem Rathaus. Noch hatte Tilly kein Wort gesprochen, aber als nun die Frauen und Kinder sich vor seinem Roß niederwarfen und dessen

Hufe umfaßten, als ob sie andeuten wollten, daß der grimme Feldherr Einhalt thun möge, ihre Vaterstadt noch weiter zu zertreten, brach er sein mürrisches Schweigen mit dem kurzen Worte: „Lasset die Hunde leben!“ dann stieg er von seinen Schimmel ab und die Rathaustreppe hinauf.

Mit tiefen Bücklingen führte der Bürgermeister die Feldherren in den großen Saal. Hier, wo so oftmals die Kaiser und Könige des deutschen Reichs mit den Obersten der Bürgergemeinde zusammen gesessen waren, stand nun der Bezwinger Magdeburgs, der nun an eine zweite Stadt des Reichs seine vernichtende Hand gelegt hatte, und von dem nun diese die Entscheidung über Leben und Tod erwartete.

„Was dünkt Euch, Ihr Herren,“ hob er an, als er sich auf den ihm hingestellten sammtnen Lehnsessel niedergelassen hatte, „wie wir diese rebellische Stadt, die es gewagt hat, mir und dem Heere meines allergnädigsten Kaisers und Herrn so frevelhaften Widerstand zu leisten, bestrafen sollen? haltet Kriegsgericht nach Brauch und Recht.“

„Sie verdient, daß der rote Hahn ihr heute noch auf die Dächer gesetzt und ein Exempel statuiert wird, wie zu Magdeburg,“ sprach der Altringer.

„Ich mein', es sei den Bürgern genug geschehen mit der Angst und Qual, die sie diese Nacht ausgestanden haben,“ redete Pappenheim, „laßt sie eine gute Summe Geldes zahlen, das ist uns und dem Heer zur Zeit mehr

Not, als eine ausgebrannte Stadt. Dann laßt sie in Frieden."

„Wandelt es den Grafen wieder einmal wie Mitleid mit den Ketzern an?" fuhr heftig Tilly auf; „hat ihm vielleicht Magdeburg auch zu lang gebrannt?"

„Bei Gott, Herr Graf," rief Pappenheim, und die zwei gekreuzten Schwerter, das Familienzeichen, mit dem er geboren war, traten dunkelrot auf seiner stolzen Stirn hervor, „was sagt Ihr mir da? wer war's, der Eure Bedenklichkeit und Euer Zaudern besiegte und Euch nach Magdeburg hineinhalf, wer anders denn, als ich? allein ich bleib bei meiner Meinung, wir hätten dort genug gethan, um unsern Namen ein Denkzeichen zu setzen, daß jedem grauen soll, um sich zu widersetzen, aber eben deshalb sag ich auch: laßt hier nun Gnade vor Recht ergehen."

„Es sei," sprach Tilly nach einer Weile finster, „die Stadt mag frei ausgehen, der Bürgerschaft soll kein Leid mehr geschehen an Leib und Gut; allein Ihr, Ihr Herren," und damit wandte er sich zu dem entsetzt aufhorchenden Rat, „ihr büßt mir für die Stadt, und das zwar auf der Stelle. Ihr, Bürgermeister, geht sofort zum Scharfrichter und holt ihn her. Hier, Angesichts Eurer Gemeinde, sterbt ihr den Tod durch Henkershand. Fort, gebt ihn Wachen mit und Ihr, Oberst Degenfeld, bürgt mir mit Euren eigenen Kopf, daß der zurückkommt und den Meister Hämmerling mitbringt."

Als ob das Gräßliche schon vollführt wäre, keine Gedankens mehr fähig, standen die todesbleichen Rats-

herren wie erstarrt vor dem grausamen Feldherrn; aber der finstere Blick, den dieser über sie hinlaufen ließ, belehrte sie, daß da jedes Wort, das einer Bitte um Gnade gleich sah, an diesem steinernen Herzen abprallen würde, und so öffneten sie nun ihre Reihen, um den Bürgermeister Bezold, den sofort die Soldaten in ihre Mitte nahmen, hindurch und zum Saal hinausschreiten zu lassen.

Barhäuptig, gesenkten Kopfes, ganz in sich zusammengebrochen, ging der arme Mann zwischen seinen Begleitern. Die auf dem Markte versammelte Menge wußte nicht, was das bedeuten sollte. Dem seltsamen Zug zu folgen, wagte sie nicht; in banger Angst harrte sie also des weitern Verlaufes der Dinge.

Der Weg zu dem Hause des Scharfrichters Christoph Meder war weit; es mußte eine geraume Zeit vergehen, bis er herbeikommen konnte, um seine traurige Pflicht an seinen eigenen Herrn zu thun. Den wartenden Feldherrn drohte die Zeit lang zu werden. Dazu war's, trotzdem daß man schon im Herbste stand, ein warmer Tag. Kriegsarbeit macht auch durstig und solchen Durst zu löschen verstanden die Kriegsleute damaliger Zeit besser noch, als die heutzutage. In den Kellern der reichen Stadt mußte doch guter Wein vorhanden sein.

„Holla, ihr Herren!“ rief der Pfalzburger, „sollen wir so trocken dasitzen, bis Euch die Köpfe vor die Füße gelegt werden? Wenn auch Euch, wie ich gern glaube, die Lust zum Umtrunk vergangen ist, was sollen wir seiner entbehren? Her mit euren Ratsbechern und

Pokalen! Laßt Wein aus eurem Ratskeller holen und schenkt uns ein; wollen huldvoll und gnädig Euch ein Viatikum für diese Welt zutrinken!"

„Sogleich soll Euch nach Eurem Begehr und Willen geschehen, edle Herren," erwiederte der Altbürgermeister Nusch, ein gar stattlicher Mann, dem zwar schon weißes Haar genug das Haupt schmückte, dessen gesundes rotes Gesicht aber Zeugnis gab, daß er das Leben mit seinen Genüssen noch gut zu würdigen verstand und daß er darum auch wohl am besten im Ratskeller und auf der Herrentrinkstube Bescheid wußte, und damit entfernte er sich, einigen seiner Ratsfreunde winkend, rasch aus dem Saale.

Einen Augenblick schien sich sein betrübtes Antlitz aufzuheitern. „Wenn das etwas helfen könnte," sprach er zu sich selber, „wenn der Wein ihnen so gut munden würde, daß sie am Ende weicher gestimmt würden und sich etwas leichter mit ihnen verhandeln ließe? Aber mit dem Tilly wird's nichts sein, er soll ja keinen Becher an seinen Mund setzen, der Mönch im Soldatenkleide; er hat ja niemals einen Rausch gehabt, sagen die Leute von ihm," murmelte Herr Nusch fast verächtlich, „aber den Andern will ich vom edelsten Gewächs vorsetzen, das je an der Tauber gewachsen ist, und wenn sie mir alle Fässer austrinken, es soll ihnen gegönnt sein, wenn sie nur nimmer so gar blutgierig und grimmig dreinsehen."

Schneller, als es sich die Obersten gedacht hatten, war der Altbürgermeister wieder in den Saal getreten,

hinter ihm keuchten die anderen Ratsherren her, die großen, meist reich verzierten Pokale und Becher aus der Herrentrinkstube tragend, die einst so manche vergnügliche Zechstunde verkürzt hatten und die vielleicht nun den durstigen Feinden so gut gefielen, daß sie sie sammt dem Wein mit fort nahmen. Etliche andere von den „Ehrbaren“ eilten geschäftig hin und her, Tische zu stellen und Stühle zu setzen, daß die Feldherren und Obersten mit aller Gemütlichkeit des Trunkes pflegen könnten. Herr Nusch aber erhob eine mächtige, silberne Kanne über den großen Kaiserpokal. Dreizehn Schoppen bayerisch, gut gemessen, entflossen ihr, ehe sie das bis zum Rande mit Malereien, welche den Kaiser mit den sieben Kurfürsten darstellen, geschmückte Glas gefüllt hatte.*)

Ein würziger Duft stieg von dem edlen Wein, der den Pokal goldklar erfüllte, auf. Mit tiefer Verbeugung reichte der Altbürgermeister den Becher Herrn Tilly: „auf Euer Wohl, Herr Graf, im Namen unserer armen, elenden Stadt, bring' ich's Euch!“ Allein jener wies ihn mit rauher Handbewegung ab und auf Pappenheim hin. Dieser aber nahm sofort den Pokal und that einen weidlichen Zug aus ihm, allein auf den Grund kam er lange nicht. „Der Wein ist gut, da können sich ja Eure Tauberreben mit denen vom Rheine messen?“ sprach er,

*) Noch ist dieser Pokal, welcher vom dankbaren Rate nebst einer jährlichen Rente der Familie Nusch zugewiesen wurde, zu sehen und wird den Fremden im Hause des Herrn Dr. Pürkhauer gerne gezeigt.

indem er den Becher weiter reichte; und auch die anderen Herren und Obersten mußten das finden, denn immer schneller und rascher machten der Kaiserpokal und seine kleineren Gesellen, die aber auch kein geringes Maß faßten, die Runde; immer lauter schallten die Stimmen wiederhallend im Saal, und immer mehr heiterten sich die bisher so mürrischen und finsteren Gesichter auf. Selbst Herr Tilly schien, trotzdem, daß er keine Lippe naß machte, etwas freundlicher gestimmt zu werden.

„Ihr Herren," rief er auf einmal, „Ihr steht wahrlich traurig genug da. Der Bürgermeister und der Scharfrichter verziehen lange. Feuchtet Euch auch noch einmal die Kehlen an. Aber wer hat Lust, das zu thun, was ich jetzt verlange? Wer von Euch leert mir den großen Pokal da auf Einen Zug, bis zur Nagelprobe? Thut's einer, dann soll Euch Euer Kopf sicher stehen, dann mögt Ihr den Henker wieder heimschicken; traut sich's keiner zu, dann bleibt's bei meinem Wort, und ehe noch eine Stunde vergangen ist, rollen Eure hochansehnlichen Köpfe unter diesen Tisch."

Ein tiefes Schweigen folgte diesen Worten des Feldherrn. Erstaunt setzten die Zecher die Humpen, die sie gerade an die Lippen gebracht, wieder nieder und schauten sich untereinander an, ob wohl einer von ihnen sich zutrauen würde, das Probestück zu unternehmen; noch mehr aber sahen die Ratsherren vom einem zum anderen, wer es wohl sein möchte, der auf so wohlfeile und doch so schwierige Weise sie alle vom grausamen, gewissen Tode befreien könnte.

Da trat der Altbürgermeister Nusch entschlossen vor. „Mit Gott, Herr Graf,“ sagte er, „will ich's wagen. Hab' manch guten Trunk schon gethan zu Ehren meiner lieben Vaterstadt, Gott wird mir den besten, den ich für sie und meine Gefreundte hier thun kann, auch segnen und gedeihen lassen.“

Ein beifälliges Gemurmel lief durch die Reihen der Zecher. Der Pappenheimer selbst schenkte den mächtigen Pokal voll und reichte ihn dem mutigen Trinker. „Wohl bekomm's Euch,“ sprach er gütig, „manch anderer würde sich den Tod an dem Trunk trinken; möge es Euch Gott gelingen lassen, daß Ihr Euch das Leben ertrinkt.“

Mit beherztem Griff nahm Herr Nusch den Becher und setzte ihn an die Lippen. In atemloser Stille sahen Alle auf ihn. Immer leerer sah man das durchsichtige Glas werden, aber immer noch trank der mutige Mann, obwohl es schon lange übergenug über den Durst sein mochte, da brach ein helles Jauchzen unter den edlen Herren aus, die doch solche Kunst des Trinkens zu würdigen verstanden: Herr Nusch hatte den letzten kräftigen Zug gethan und hob nun den Pokal hoch auf und stellte ihn auf den Kopf, um die Nagelprobe zu machen.

Selbst Herr Tilly schien zu lächeln. „Ich hab' noch niemals mein Wort gebrochen,“ sprach er, „Ihr habt Euch gut gelöst. So sei's denn, behaltet Euern Kopf und Euer Leben. Sendet fort und macht, daß der Meister Hämmerling daheim bleibe und sich nicht in ehrlicher Leute Gesellschaft dränge. Aber nun, Ihr Herren,

sei's auch genug des Gelags. Wir wollen zum Lager zurück. Dort mögt Ihr Euch," wandte er sich wieder zum Rate, „in etlichen Stunden mit dem Bürgermeister einfinden, um über die Kontribution zu verhandeln, die wir Euch auferlegen wollen. Denn wenn Euch auch Euer Leben geschenkt ist, so mein' ich doch, habt Ihr Euch mit so gutem Weine aus Euerm Keller lösen können, so ist in dem gewiß auch noch manche Truhe mit noch besserem, für uns brauchbaren Gewächs vorhanden, von dem wir uns doch etwas zum Andenken mitzunehmen gedenken.

Hatten die Ratsherren vorher nicht gewagt, Widerspruch dagegen zu erheben, als ihnen der grimme Feldherr ihr Todesurteil angekündigt hatte, so getrauten sie sich natürlich auch jetzt nicht, dies zu thun, was ihnen aber viel leichter fiel, als das andere, denn der Ratsschatz konnte, wenn er auch schon genug angegriffen worden war, doch immerhin noch etwas ertragen und sich auch in besseren Zeiten wieder füllen; allein ihre Köpfe hätte ihnen niemand mehr aufgesetzt, und so fanden sie es gar nicht mehr so entsetzlich, was Herr Tilly ihnen angekündigt hatte, sondern geleiteten ihn und die anderen Obersten mit großen Ehren aus dem Rathaus hinunter und bis auf den Markt, wo jener seinen Schimmel wieder bestieg und mit den anderen zum Lager zurückritt.

Zehntes Kapitel.

Der Lohn der Treue.

Auf dem Markte wogte es noch immer bewegt durcheinander. Die dort Versammelten erfuhren jetzt, um was es sich gehandelt hatte. Hatten sie sich anfangs die Abführung ihres Bürgermeisters nicht erklären können und sich schon allerlei trüben Mutmaßungen über dessen Geschick hingegeben, so wußten sie dann nicht, was sie aus dem immer lauter und fast lustig werdenden Lärm hinter den Rathausfenstern nach der erst dort oben herrschenden Stille machen sollten. Nun aber brach ein lautes Freudengeschrei aus über die wundersame Rettung, die ihnen einer der Ratsherren verkündet hatte. Alles drängte sich nun der Gegend zu, von woher der Bürgermeister mit dem Scharfrichter kommen mußte, um dem jedenfalls in Todesangst sich Nahenden die glückliche Wendung seines Geschickes so schnell als möglich kund zu thun.

Allen voran aber eilte, sich durch die ihn Umdrängenden fast gewaltsam Bahn machend, Kurt. Er hatte, nachdem der Rathausturm von den frechen Eindringlingen gesäubert war, Mechthild in der Hut ihres Vaters, der sich von der Betäubung, in die ihn jener Stoß versetzt, rasch wieder erholt hatte, gelassen. „Warst du bisher in der am besten geborgen gewesen,“ hatte er zu ihr gesagt, so wirst du es auch jetzt sein. Für den Augenblick habt Ihr keine Gefahr mehr zu besorgen; meine Gefährten werden schon auf den Zugang zum Turm Acht haben. Allein jetzt verzeih, Mechthild, daß

ich nach meinem Vater sehe. Hat mich vorhin die Angst um dich gleich hierher getrieben, so mein' ich jetzt, mich hätte eine gleich große um meinen Vater gefaßt. Wollte Gott, ich könnte ihn so schützen, wenn er in Not ist, wie ich dir gethan."

Kurt hatte sich in seiner schlimmen Ahnung nicht getäuscht. Kaum war er auf den Marktplatz heruntergekommen, so sah er Tilly einreiten und bald darauf seinen Vater von den Wachen fortgeführt.

Ihm nachfolgen, ihn fragen, wohin sein Weg gehe, das konnte er nicht, ohne vielleicht ihm noch größere Gefahr zu bringen. So mußte er eine Stunde qualvollster Angst durchleben, bis endlich die von jenem Ratsherrn gegebene Aufklärung auch sein Herz erleichterte. Aber jetzt wollte er auch der erste sein, der dem Vater, der ja von seiner Rückkehr noch gar nichts wußte, die Freuden- und Rettungsbotschaft brachte.

Hatte Herr Bezold in seinem Leben schon manchen schweren Gang gethan, so schwer war ihm selbstverständlich noch keiner geworden, als der, auf dem er nun, zwischen den feindlichen Soldaten, dem Haus des Scharfrichters zuschritt. Das war natürlich außerhalb der Stadt gelegen. Brauchte ein ehrbarer Rat auch gar manchmal der wohlgeübten Hand seines Nachrichters, um etwelche elende Missethäter mit dem Schwert oder Strang vom Leben zum Tod zu fördern, so wurde dieser doch noch immer zu den unehrlichen Leuten gerechnet, die sich nicht zu den andern thun durften, und deshalb mußte auch seine Wohnung gesondert von den andern sein.

Vor dieser stand eben Meister Christoph Meder — so hieß der Scharfrichter — und schaute und horchte nach der Stadt hinüber, aus der der wüste Lärm, der sie gerade erfüllte, unheimlich zu ihm herüberdrang. Zu ihm heraus, das wußte er, kamen sie wohl nicht; aber hinein hätte er gern kommen mögen, um seiner Stadt zu helfen, allein was hätte er, der einzelne, ausrichten können, und am Ende hätte mancher gar des Scharfrichters Hilfe erschrocken abgewiesen. Aber da kam ja doch ein Trupp auf sein Haus zu! Richtig, es waren Soldaten! „freilich in solchen Zeiten und bei solchen Leuten schwindet auch das Grausen vor dem Meister Hämmerling; was kannst du thun, Christoph Meder,“ sprach er zu sich selbst, „als über dich ergehen lassen, was du nicht abweisen kannst.“

Allein, wie er nun die jetzt ganz nahe Herangekommenen schärfer ansah, da meinte er, das Herz müsse ihm vor die Füße fallen. Er war manchen traurigen Anblicks in seinem Leben gewohnt, wo so ein armer Malefikant, an dem er das verletzte Recht zu sühnen hatte, schwer daran ging, das Haupt auf den Block zu legen, oder vielleicht gar sich zur Wehr stellte, so daß er ihm noch hart zusetzen mußte: aber das, was er jetzt sehen mußte, schien ihm fast unerträglich zu sein: sein gestrenger Herr und Bürgermeister, barhäuptig, selbst wie ein armer Missethäter von kaiserlichen Soldaten zu ihm herausgeführt, wo wollte das hinaus? Und als nun gar Herr Bezold gar betrüblich zu sprechen anfing: „Christoph Meder, ich hab dir oftmals befohlen zu thun,

was Rechtens war, und so befehle ich dir auch heute, deine Pflicht zu thun, aber nicht an einem armen schuldbeladenen Missethäter, sondern uns, mir und dem ganzen Rat dieser Stadt, die wir zwar auch arme, elende Sünder vor Gott sind, aber in dieser Sache uns doch keines Fehls schuldig wissen, sollst du auf der Stelle den Kopf abschlagen. Besinne dich nicht lange, nimm dein großes Richtschwert und komm mit. In einer Stunde muß alles vorbei sein."

„Da sei Gott vor," erwiderte entsetzt der Scharfrichter, „an Euch, meine Obrigkeit, soll ich die Hand legen? nein, eher will ich selbst jämmerlich des Todes sterben. Aber zu solcher Sünde kann mich kein Mensch und kein Teufel zwingen."

„Sprich nicht so sündlich, Meder," antwortete ruhig der Bürgermeister, „es ist besser, es sterbe Ein Mensch für das Volk, als daß das ganze Volk umkomme. Der Oberst da wird ungeduldig; wer weiß, ob nicht größeres Unheil geschieht, wenn wir auf uns warten lassen. Ich hab mein Wort gegeben, daß ich dich mit zurückbringe, und das will ich halten."

Da sah der treue Mann ein, daß da seine Weigerung nicht viel helfe, und ging in sein Haus und nahm das blanke, blitzende Schwert aus seinem Kasten und schickte sich an, seinen Gebieter zu begleiten und dem grausamen Befehle, wenn auch blutenden Herzens, zu gehorchen. So ging der traurige Zug zur Stadt zurück.

Schon waren sie in diese wieder eingetreten und

in die Nähe des Rathauses gekommen, so vernahmen sie lautes Freudengeschrei, das ihnen entgegenzukommen schien. Erstaunt hielten sie ihre Schritte an. Da sahen sie in dem engen Gäßchen, in dem sie sich gerade befanden, demselben, durch welches kurz vorher der Ratsschreiber entkommen war, eine Menge Volks auf sich zuwogen und allen voran erblickte Herr Bezold seinen Sohn ihm entgegen eilen. Aber ehe er nur recht aufsehen und sich zusammenlegen konnte, was das zu bedeuten habe, lag jener schon in seinen Armen und rief ihm unter Thränen zu: „Vater, du bist gerettet, und ihr alle seid's, der Tilly hat euch das Leben geschenkt."

„Der Altbürgermeister hat Euch losgetrunken!" rief das jubelnde Volk, und nun erst erfuhr Herr Bezold in geordneter Weise, was sich zugetragen hatte.

Es war, als ob in dem Freudenrausch, der sich auf einmal Aller, die Zeugen der letzten Stunden gewesen waren, bemächtigt hatte, alle Erinnerungen an die Schrecknisse der letzten Nacht und des darauffolgenden Morgens untergegangen wären. Kurt dachte zuerst wieder an jene, denn in der dankbaren Freude, den Vater gerettet zu sehen, stand das Bild der Gefahr, in welcher die Geliebte geschwebt hatte, doppelt lebendig erst vor seiner Seele. Zu ihr drängte es ihn zurück; er selbst wollte ihr verkündigen, wie gleich wunderbar, wie sie, auch sein Vater ihm erhalten worden wäre.

Aber dazu wäre er zu spät gekommen. Der Türmer und sein Kind schauten ja viel besser in all das hinein, was sich in der Stadt zutrug, als alle andern Menschen,

und wenn sie auch zu ihrer Höhe hinauf nicht alles hören konnten, so konnten sie doch auch aus dem, was sie eben so sahen, manchen Schluß ziehen. Und so hatten sie auch alles, was sich im „Freudengäßchen“ — denn so heißt jene Gasse, in der die Rettungsbotschaft dem Bürgermeister verkündigt wurde, bis auf den heutigen Tag — zugetragen hatte, genau beobachtet, und als Mechthild ihren Kurt so auf den Vater zueilen und ihm um den Hals fallen sah und das Volk jauchzen hörte, da verstand sie alles, was geschehen war, wenn ihr auch der einzelne Zusammenhang noch verborgen blieb.

Aber bald sollte ihr auch dieser, und zwar so klar werden, wie sie es nimmer gedacht. Denn nicht lange hernach, als sich das Volk drunten wieder verlaufen hatte und sich Mechthild dachte, daß Vater und Sohn wohl nach Hause zurückgekehrt sein könnten, öffnete sich auf einmal ihre Thüre und herein traten zu der fast sprachlos Dastehenden der Bürgermeister und sein Sohn.

„Ich muß ihn wohl Euch selbst bringen, ehrsame Jungfrau,“ sprach Herr Bezold, „er meint, er dürfe des Dankes nicht von Euch dafür begehren, daß er Euch einen Dienst gethan und Euch aus der Hand des frechen Verräters befreit hat; allein ich glaube, ihr seid ihm doch solchen Dank schuldig, und da ich, wie die Stadt, nicht minder Euch, Jungfer Mechthild, zu Dank verpflichtet bin, da Ihr es doch gewesen, die Ihr den schurkischen Plan gegen unser Rothenburg entdecktet und uns warntet, auf der Hut zu sein, — so dünkt mich, wir könnten beide, Ihr und ich, unserer Dankespflicht ledig

werden, Ihr, indem Ihr meines Sohnes getreues und liebendes eheliches Weib werdet, ich, indem ich Euch meinen Sohn als Euern Gemahl antrauen lasse.“

Mechthild schaute wie im Traume von einem zum andern, aber es mußte doch kein Traum, sondern volle, frohe Wahrheit sein, denn des Bürgermeisters sonst so ernstes Gesicht schaute so mild und freundlich drein, und gar das Kurts erst strahlte nur so von heller Glückseligkeit, und ihr Vater hatte sein Käppchen abgezogen und stand mit gefalteten Händen da, auch wie segnend auf sein Kind blickend, — da beugte sie sich demütig zur Hand Herrn Bezolds nieder und küßte sie ehrerbietig und sprach: „Ja, Herr, aus dieser Hand nehme ich dankbar den an, von dem ich allerdings gewußt habe, daß ich ohne ihn nimmermehr hätte ein fröhlich Leben führen können, mit dem ich aber doch nicht glücklich geworden wäre, hätte uns Euer Segen gefehlt.“

„Und den hast du nun aus vollstem Vaterherzen, du tapferes, mutiges Kind!“ erwiderte der Bürgermeister und strich ihr das blonde Haar aus der reinen Stirne und küßte diese, „du hast's verstanden, mein Vorurteil zu besiegen und hast dich damals schon, als du dort vor mir standest und mir von dem schändlichen Verrat Bericht thatest und dabei nur an die Stadt und ihre Gefahr, gar nicht nicht an dich dachtest, gar nichts von deiner heimlichen Lieb' gegen den strengen Vater, der deinen Liebsten fortgetrieben, sprachst, so fest in dies alte Herz eingenistet, als du nur in dem da sitzen kannst.“ Und damit legte er ihre Hand in die Kurts, während

er seine Rechte dem Türmer reichte und zu diesem sprach: „Ihr, lieber Meister, werdet auch nichts dagegen haben, daß Euer Töchterlein etwas von seiner Höhe herniedersteigt und das enge Stüblein hier mit dem alten Haus in der Herrengasse vertauscht; es ist nicht weit hin, Ihr könnt sie ja alle Tage besuchen und zu Eurer Wache, die Ihr so lange und so getreu schon hier oben gehalten habt, auch die noch nehmen, daß Ihr aufschaut, ob der da Euer holdes Kind so glücklich macht, als sie es verdient.“

Der Türmer aber konnte nur mit einem dankbaren Blick nach Oben das Eine alte Wort sprechen, das schon so oft das Geständnis solcher segensvollen Augenblicke gewesen: „Herr, ich bin zu gering all der Barmherzigkeit, die du an deinem Knechte gethan hast.“

Was aber Kurt und Mechthild da und fortan zu einander geredet haben, das gehört nicht mehr in unsere Geschichte, das kann sich vielleicht mancher Leser aus der eigenen Erinnerung wiederholen, wenn es ihm so gut geworden war, wie jenen beiden, der Liebe Kampf und Leid in Sieg und Freude verwandelt gesehen zu haben.

Herr Bezold hatte freilich seinen Sinn stark geändert, denn auch von Padua, das ihm doch so sehr am Herzen gelegen hatte, war keine Rede mehr. Aber mit der Hochzeit mußte das glückliche Paar doch noch etwas Geduld haben, bis es ruhiger geworden wäre in Stadt und Land. Denn den ganzen Winter hindurch hatte der Fürst von Pfalzburg noch sein lästiges Quartier in jener und die Bürgerschaft konnte die Beschwerden desselben

fast nicht mehr tragen. Als es aber wieder Mai geworden war, und rings im Tauberthale und auf den Höhen alles grünte und blühte, da waren endlich auch die Kaiserlichen abgezogen und der „Festsaal" im Bürgermeisterhaus in der Herrengasse strahlte im wirklichen vollen Festschmuck. Aber immerhin wurde in Anbetracht der noch immer schweren Zeit die Hochzeits Kurts und Mechthilds ohne allzugroßes Gepränge gefeiert. Nur Herr Altbürgermeister Nusch that dabei manch tüchtigen Trunk, als ob es noch einmal die Rettung der Stadt gälte, allein an das Probstück mit dem Kaiserpokal wagte er sich nicht mehr. „Es hatte ihm nichts geschadet," steht noch heut in der Chronik zu lesen, aber ob es zum zweiten Male so glücklich abgelaufen wäre, darüber mochte er wohl selbst im Zweifel sein.

A · DCC · LXIII

Lampert, Friedrich,

Des Türmers Töchterlein von Rothenburg Eine Erzählung aus dem Jahre 1631

München 1896